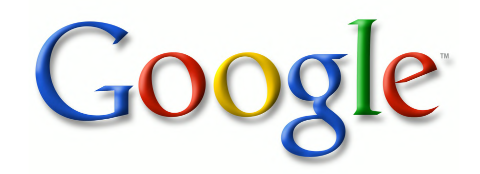
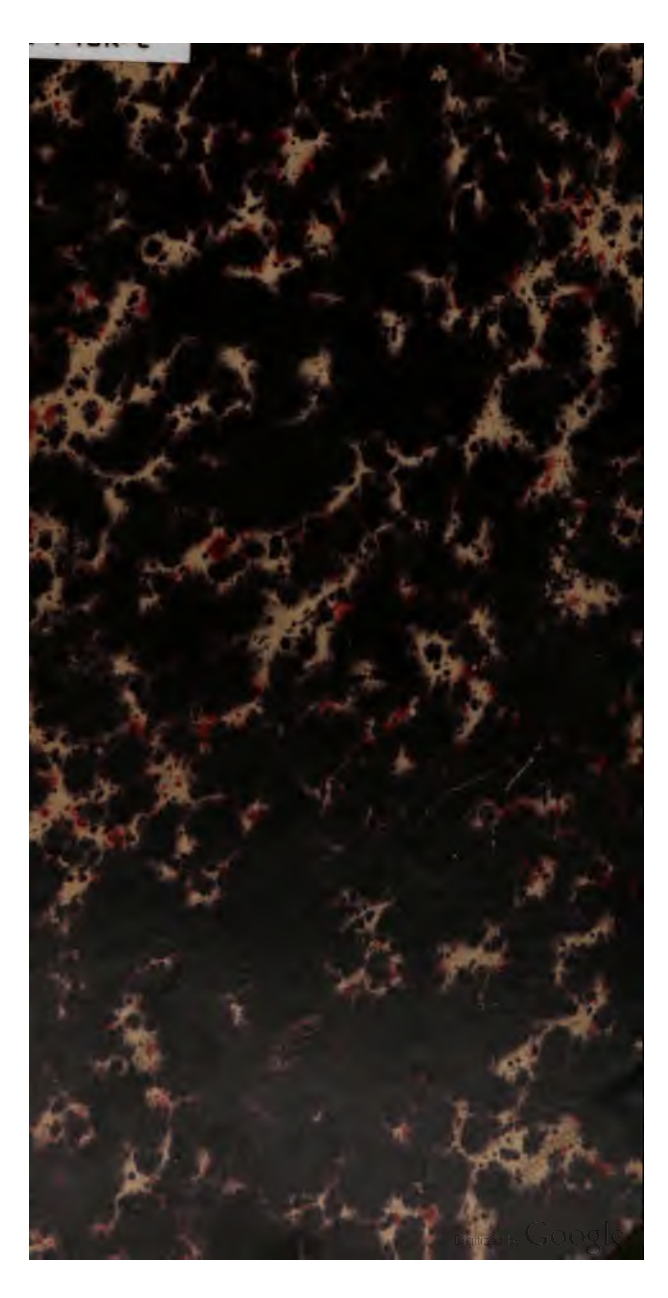





VE
RI
TAS

Voltaire

und

die Markgräfin von Baireuth.

Von



Georg Horn.

Berlin, 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Voltaire

und

die Markgräfin von Baireuth.

Von

Georg Horn.





Berlin 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Herrn Professor Dr. Preuß,

Königl. Historiographen,

dem unermüdlichen Forscher der Friedrichsgeschichte

in dankbarer Verehrung gewidmet

vom

Herausgeber.

Im achtzehnten Jahrhundert zerfiel Deutschland oder vielmehr das Heilige Römische Reich in eine Menge kleiner und kleinster Souveränetäten, etwa an dreihundert. Was diese Zersplitterung eines großen Ländercomplexes der politischen Entwicklung des deutschen Volkes geschadet, das hat sie der geistigen genützt. Das deutsche Volk war nach dem dreißigjährigen Kriege in seiner stumpfen Gleichgiltigkeit gegen alle höheren Interessen mit einem todten Acker zu vergleichen, dessen Lebensfähigkeit erst durch eine geistige Drainage geweckt werden mußte. Letztere ging von diesen kleinen Höfen aus; die Länder waren klein, der Geschäfte wenige, und so brachte es die Muße, daß viele der deutschen Höfe des achtzehnten Jahrhunderts, und gerade die kleineren, wahre Musensitze geworden sind, von denen geistige Anregung und Belebung auf das Volk überging. Bei vielen der hohen Herren mag diese Pflege literarischer und künstlerischer Interessen meistentheils eine Nachahmung Ludwig's XIV. gewesen sein; von ihm glaubte Jeder eine Ader in sich zu spüren, und ihm

wollte man doch wenigstens in dieser Richtung nachthun, konnte man es auch nicht in äußerer Machtentfaltung; bei vielen jedoch, tüchtigen und hochbegabten Naturen, war es inneres, höheres Bedürfniß, aus der nationalen Erbärmlichkeit sich in das unendliche Reich des Geistes zu flüchten. Deutschland besaß damals keine Nationalliteratur von der Bedeutung wie heutzutage; man sprach und schrieb französisch an den deutschen Höfen, auf die sich damals der Kreis der Gebildeten so ziemlich beschränkte, und die französische Literatur war herrschende Gebieterin über den deutschen Geist. Das war kein nationaler Fortschritt, aber jedenfalls eine geistige Befruchtung.

Unter diesen Musensitzen nahm, nächst Rheinsberg und später Sanssouci, der Hof des Markgrafthums Brandenburg-Baireuth unter der Regierung des Markgrafen Friedrich, und zwar durch dessen Gemahlin, Friederike Wilhelmine, geborene Prinzessin von Preußen, den ersten Platz ein. Sie war die Lieblingsschwester ihres Bruders, Friedrich's des Großen, und ein so großer Mensch, wie er, konnte auch nur wieder Großes lieben. Durch dreiundzwanzig Jahre rivalisirte der Hof eines kleinen Landes von 200,000 Einwohnern durch seine geistige Bedeutsamkeit an Berühmtheit mit denen der größten Länder; denn die Markgräfin war der Magnet, der Alles anzog, was damals groß und hervorragend war, Geltung und Bedeutung hatte. Viele Zeugnisse des geistigen Verkehrs der Fürstin mit ihren großen

Zeitgenossen sind verloren gegangen; eines der interessantesten jedoch ist uns aufbehalten, und wir fühlen die Pflicht, die Gegenwart damit bekannt zu machen.

Unter den Papieren der Familie von Miedel in Baireuth fand der Herausgeber ein altes Heft, auf dessen erstem, vom Alter fast gebräuntem Blatte in großen Schriftzügen die Worte standen:

Lettres de Voltaire.

Diese Aufschrift rührte nach einer Vergleichung mit dem auf der Königlichen Bibliothek in Berlin aufbewahrten Exemplare der »Memoiren« unverkennbar von der Hand der Markgräfin her. Dieses Heft enthielt nichts Geringeres als fünfundzwanzig noch ungedruckte Briefe des berühmten Schriftstellers an die Fürstin und einen an den Marquis von Adhemar. Dieselben sind sämmtlich von Voltaire's eigener Hand geschrieben in jener kleinen und doch plastischen Schrift, deren einzelne Buchstaben bald Dolchen, bald Liebespfeilen gleichen, und die auch dann noch charakteristisch und unverkennbar bleibt, selbst wenn der Verfasser sich bemüht, einer Königstochter zu Ehren die Grazie des Geistes mit der Schönheit der Schriftzüge zu vereinen. In demselben Hefte befanden sich außerdem noch zwölf ebenfalls an die Markgräfin gerichtete Originalbriefe von dem Baron von Pöllnitz. Wer kennte ihn und seine amüsanten, oft boshaften Schilderungen von Persönlichkeiten und Höfen seiner Zeit nicht? Es waren wenig Fürsten, denen er nicht gedient, und es gab in Europa fast keinen Hof, den er

nicht gesehen hätte. Als lustiger Page am Hofe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans hatte er in Paris und Versailles sich sein Französisch geholt, dann drei preußischen Königen als Ceremonienmeister und Kammerherr gedient, dreimal den Glauben gewechselt und war nur dem einen treu geblieben, daß er der geistreichste und amüsanteste aller Höflinge sei, und daß der Mensch, namentlich wenn er Pöllnitz heiße, viel Geld brauche.

Die unterhaltenden Plaudereien des preußischen Kammerherren bilden mit den Memoiren der Markgräfin von Baireuth immer noch die vornehmste Quelle für das deutsche Hofleben aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, und so werfen auch die erwähnten, den Briefen Voltaire's beigebundenen Briefe des Barons von Pöllnitz, wie der Leser später sehen wird, manches Streiflicht auf das Verhältniß Voltaire's zu der berühmten Tafelrunde der Ritter des Geistes auf Schloß Sanssouci.

Der schriftstellernde Kammerherr wußte seinen Geist durch seine Feder ergiebig für seine stets bedürftige Börse zu machen, indem er über Festlichkeiten und Reisen des preußischen Hofes Memoires verfaßte und in Abschrift an die verschiedenen auswärtigen Mitglieder der preußischen Königsfamilie versandte, was immerhin ein einträgliches Geschäft war, indem die Auslagen für Dinte und Papier ihm reichlich vergütigt wurden.

Ein solches Schriftstück in Copie, die Reise der Königin Mutter nach Oranienburg und Rheinsberg, fand sich nebst einigen Zeilen von der Hand des Verfassers ebenfalls in dem aufgefundenen Hefte vor, ferner die Abschrift eines Festspiels, welches zum Geburtstage der Markgräfin von Baireuth am 3. Juli 1744 in Eremitage, ihrem Lustschlosse, aufgeführt worden war und nach einer Randbemerkung des dem Hefte beiliegenden Verzeichnisses von Voltaire herrühren sollte, wofür wir aber nirgends einen positiven Anhaltspunkt aufzufinden vermochten.

Zu dem Inhalt des Heftes gehörten ferner noch drei authographische Briefe, von La Bruyere aus Neapel und Rom in den Jahren 1743 und 1744 geschrieben.

Das Hauptinteresse unseres Fundes möchten jedoch die Briefe Voltaire's beanspruchen. Sie reichen vom Jahre 1742 bis 1758. Wie sie in den Besitz der Familie gekommen sind, läßt sich nicht genau ermitteln. Auf dem Verzeichnisse waren die Zeilen, die darüber hätten Aufschluß geben können, mit unverkennbarer Absicht fast ganz unleserlich gemacht worden; nur drei Worte waren noch lesbar, und diese berechtigen zu der Annahme, daß nach dem Tode der Markgräfin das Manuscript nach Stuttgart gekommen war in den Besitz ihrer einzigen Tochter Friederike, der Gemahlin des Herzogs Karl von Würtemberg, desselben Karl's, der durch seine Tyrannei das Genie Schillers zu so schneller und mächtiger Entfaltung gebracht hatte. Die Herzogin von Württemberg

starb nach einer unglücklichen Ehe, von ihrem Gemahle getrennt, im Jahre 1780 in Baireuth, und zwar, wie die mündliche Ueberlieferung sagt, an den Folgen eines Pflanzengiftes, welches sie jeden Morgen zur Erhaltung eines frischen Teints in die aufgeritzte Haut zu träufeln pflegte. Ihr Nachlaß, darunter ihre Bibliothek und in derselben jedenfalls unser Manuscript, war versteigert und von dem betreffenden Mitglied der von Miedelschen Familie, einem markgräflichen Hofkammerrathe, der künstlerische und wissenschaftliche Interessen verfolgte, erstanden worden. Ueber hundert Jahre lagen diese Briefe Voltaire's an die Markgräfin verborgen und ungekannt, während die correspondirenden der Markgräfin an Voltaire in den verschiedenen Ausgaben dieses Schriftstellers, am vollständigsten in der von Beuchot veranstalteten, der Oeffentlichkeit bereits längst bekannt waren. Diejenigen Voltaire's mit Ausnahme von zweien, die im 7. Bande der Correspondenz abgedruckt sind, glaubte man verloren. Es lag aber nur der Staub eines Jahrhunderts auf ihnen.

Ungeordnet lagen diese Briefe durcheinander, und wenn wir sagen, daß es großer Mühe und vieler specialhistorischer Erörterungen bedurfte, die zeitliche Reihenfolge herzustellen, so wollen wir damit mehr unser Interesse an der Sache, als unser Verdienst betonen. Durch den Abdruck der bereits veröffentlichten Briefe der Markgräfin, durch den inneren, stofflichen Zusammenhang derselben mit den von uns aufgefundenen, glauben wir

unserem Leser die beste Kritik über die Aechtheit der letzteren an die Hand zu geben. Aber auch die veröffentlichten der Markgräfin erhalten durch die Herstellung des Zusammenhanges, wenigstens zum größten Theile, erst ihr Verständniß und ihren Werth; jetzt erst entsteht ein Ganzes und enthüllt sich uns, einer aus dem Schutt gegrabenen anmuthigen Mosaik ähnlich, von der bisher nur einige Bruchstücke vorhanden waren, das vollständige Bild eines Verhältnisses nicht nur zwischen dem Dichter und der Markgräfin, sondern auch wiederum zwischen Beiden einestheils und Friedrich dem Großen anderntheils, eines geistigen Bundes, der um so interessanter ist, je treuer sich drei große Persönlichkeiten darin abspiegeln. Sämmtliche Briefe der Markgräfin sind bereits gedruckt und nach der Beuchotschen Ausgabe der Correspondenz Voltaire's hier mitgetheilt, sämmtliche Briefe Voltaires dagegen, mit Ausnahme eines einzigen, bisher noch nicht veröffentlicht. Die Parenthesezeichen bei den Daten bedeuten, daß dieselben nach dem Inhalte ergänzt sind.

Anders schrieb das achtzehnte Jahrhundert seine Briefe, anders schreibt sie die Gegenwart. Jenes war von Ideen bewegt, diese fußt auf Thatsachen. Das achtzehnte Jahrhundert fühlte den Drang, aus der Verwilderung socialer Zustände, aus der Gedanken- und Poesielosigkeit des reellen Lebens, sich in die Sonnenhöhe eines Gedankenlebens empor zu schwingen; der Geist des neunzehnten Jahrhunderts jedoch fühlt wieder

in sich das Gesetz der Schwere und steigt auf die Erde herab, um mit seinen idealen Errungenschaften die Erscheinungen des wirklichen Lebens zu vergeistigen, zu vertiefen und zu verklären. Darum finden wir in den Briefen des vorigen Jahrhunderts so wenig Thatsächliches, darum so viel philosophisches Raisonnement, so viel eitle Selbstbespiegelung, so viel unwahre Schönrederei, geistige Schminkpflästerchen, um schöner zu erscheinen, als man wirklich ist, während eine Zeit, wie die unsere, immer etwas darin suchen wird, wahr zu sein, wenn auch derb und rücksichtslos. Wenn aber jene Puder- und Brocatmenschen etwas in ihrem innersten Herzen trifft, dann bricht der Adamsmensch mit seinem Jubel oder Schmerz, seiner Begeisterung oder Entrüstung, nicht wie er sich giebt, sondern wie er ist, dennoch mitten durch die dichten und künstlichen Umhüllungen durch. Schminkpflästerchen fallen eben bei Erhitzung des Teints ab. Die Menschen jedoch, die sie auflegen, werden immerhin interessant durch die Enthüllung dessen, was sie nicht sind und doch gern sein möchten, und auch einem Schminkpflästerchen kann der Gedanke an ein ewiges Schönheitsideal inne wohnen.

Wir würden das Interesse an unserem Stoffe zerstören, wollten wir sagen, daß diese kurze Charakteristik der Correspondenz des vorigen Jahrhunderts zu den vorliegenden Briefen in gar keiner Beziehung stände. Der Leser wird das am Besten herausfühlen. Voltaire und Friedrich der Große waren nicht nur Kinder ihrer

Zeit, sie waren die beiden Merksäulen derselben, sie waren diese Zeit selbst, und Wilhelmine war Geist vom Geiste ihres Bruders. Nur in einem möchten unsere Briefe von dem eben Gesagten eine Ausnahme machen, in dem größeren Reichthum an Stofflichem. Wenn das Einzelne auch nicht von der Art ist, durch Neuheit zu überraschen, so möchte es doch vielleicht beitragen, in Bezug auf Voltaire's Leben und Wirken, namentlich auf sein Verhältniß zu dem großen Könige, in vieler Beziehung berichtigend, ergänzend und erhellend zu wirken, ganz abgesehen von der Feinheit des Ausdruckes, dem Reichthume der Wendungen, dem Petillanten des Gedankens, der Grazie und Schärfe des Witzes, im Ganzen von der Kunst des Briefstyls, wie er in unserer Zeit immer mehr zur Mythe wird; wir correspondiren ja nur noch in telegraphischen Depeschen.

Voltaire's Werke haben ihre Bedeutung nur in der auf ihre Periode berechneten Wirkung, nicht in einer über alle Zeit erhabenen Schönheit, wie diejenigen Shakespeare's, Corneille's und Göthe's. Das Interesse an seiner Persönlichkeit jedoch und an den Aeußerungen derselben durch seine Briefe wird seine Tragödien und Comödien, seine Romane und historischen Werke, seine Gedichte, die Madrigaux ausgenommen, weit überdauern.

Die folgenden Briefe werden die Antheilnahme an seiner Persönlichkeit nicht nur unterstützen, sondern auch erhöhen. Sie zeigen ihn von einer theilweise neuen, von

einer schön menschlichen und liebenswerthen Seite, in einer reinen, aufrichtigen, innigen, ja begeisterten Verehrung einer Frau, die allerdings zu den Geistigbegabtesten, zu den Ausnahmen ihrer Zeit und ihres Standes gehörte. Mit seinen Sarkasmen hat der berühmte Schriftsteller Niemanden verschont, weder Feind noch Freund, weder Hoch noch Heilig; aber vor dieser Frau verstummte seine Spottsucht, vor ihr kehrte die Menschenachtung in ihn ein, fühlte er eine Regung, die er vielleicht lange nicht mehr gespürt hatte, den Schlag eines warmen, lebendigen Herzens. Nur einmal wurde der Markgräfin gegenüber seine Spottsucht laut, bei Gelegenheit eines Zusammentreffens mit ihr in Colmar, von wo er schreibt: »Wahrhaftig, das Wiedersehen war sehr rührend und muß auf mich großen Eindruck gemacht haben; denn des andern Tages war ich am Tode.« Aber auch hier war der Stachel nicht gegen die Markgräfin, sondern gegen ihn selbst gerichtet, darüber, daß er diese Rührung nicht wegspotten konnte, sondern sich ihr willenlos preisgeben mußte.

Aber auch die Markgräfin lernen wir von einer andern Seite kennen, als sie gewöhnlich dargestellt wird. Sie ist in unserer Zeit des wieder erstarkten Familiengefühls gewissermaßen in Mißkredit gekommen durch die rücksichtslose Weise, mit der sie sich in ihren Denkwürdigkeiten über ihre Familie ausgesprochen hat. Schlosser war es, der in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts den Ton zur Mißstimmung gegen diese Frau

angab, in einer Form der Entrüstung, die bei einem weniger derben und rigorosen Leser nur eben wieder Entrüstung hervorrufen muß.

Allerdings ist die bittere und animose Art, wie Wilhelmine sich über ihre königlichen Eltern äußert, nicht zu rechtfertigen, wohl aber zu begreifen. Unsere Zeit sucht nach dem Einklang zwischen Geist und Gemüth; in jenen Tagen war man allein von dem Bestreben bewegt, nur Geist zu zeigen, selbst auf Kosten der heiligsten Gefühle. Um einen feinen Witz, ein überraschendes Bonmot kannte man keine Schonung, selbst gegen die nächsten Angehörigen nicht, und wenn diese Sucht auch nur ein gesellschaftlicher Ton war und am Ende nicht so gefährlich, als er aussehen mochte, so war dieser Ton wenigstens nicht dazu angethan, die Gemüthsseite des Lebens zu pflegen, das Familiengefühl zu stärken. Wilhelmine litt an diesem Uebel ihrer Zeit. Ferner aber waren ihre Denkwürdigkeiten, nicht für die Oeffentlichkeit geschrieben, nur ein rückhaltsloser Erguß des Herzens, noch dazu geschrieben in einer Periode ihres Lebens, wo der unterdrückte Schmerz ihres Herzens um die verlorene Liebe ihres Gemahls sie die Erlebnisse ihrer bewegten Jugend dunkler erscheinen und bitterer empfinden ließ, als es sonst der Fall gewesen wäre. Wenn auch Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten ihr nachgewiesen werden können, so waren diese sicherlich nicht mit Bewußtsein geschehen. Die Markgräfin war mit dem feinen Nervenstoff ihres

Jahrhunderts begabt, und reizbar bis zum Exzeß; sie war eine Frau und schrieb aus der Bewegung ihres Innern heraus, und das eben ist ein Beweis, daß sie nichts weniger als herzlos und gemüthlos war, wie man sie hinzustellen geneigt ist. Dieses und Alles, was man noch weiter gegen sie aufbringen mag, wird glänzend aufgewogen durch den Heroismus der Liebe, mit dem sie zu ihrem Bruder stand in den höchsten Nöthen desselben, und der so stark und mächtig war, daß er mit seiner Gluth endlich ihren schwachen Körper zerbrach.

Die Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Brandenburg-Baireuth war die älteste Tochter König Friedrich Wilhelm's I. in Preußen und am 3. Juli 1709 in Berlin geboren. Am 20. November 1731 hatte sie ihren Vetter von der fränkischen Linie der Hohenzollern, den Erbprinzen Friedrich von Brandenburg-Baireuth, der 1735 als Markgraf zur Regierung gelangte, geheirathet. Diese Ehe war gewissermaßen ein Entschluß der Verzweiflung. Wer kennt nicht die Katastrophe aus der Jugendgeschichte Friedrich's des Großen, dieses erschütternde Drama in einem Königshause!

Die alte Verbindung der Hohenzollern mit dem Welfenhause sollte, nachdem aus dem unumschränkten, lustigen Kurfürsten von Hannover ein sehr gravitätischer, sehr umschränkter König von England geworden war, neu und fester hergestellt werden durch das bekannte Doppelheirathsprojekt, nach welchem Wilhelmine

ihren Vetter, den Sohn des Prinzen von Wales, späteren Georg's II., der preußische Kronprinz hingegen, dessen Schwester, die englische Königsenkelin, heirathen sollte. Die Königin in Preußen, Tochter Georg's I., eine stolze und ehrgeizige Frau, schwelgte in diesem Gedanken. In ihrem Geiste war er schon so gut wie in Erfüllung gegangen, um so mehr, als ihr Gemahl, der rauhe, nüchterne, polternde und doch so redliche, praktische und kluge König Friedrich Wilhelm I., dem Projekte nicht abgeneigt war. Brauchte er doch seiner Tochter kein Heirathsgut und seinem Sohne keine erhöhte Apanage zu geben; Geld wäre aus England genug gekommen, vielleicht auch einige lange Flügelmänner für die Potsdamer Parade; also war er ganz zufrieden. Wilhelmine — Königin von Großbritannien! Die Königin hatte voraus Alles geordnet, nur eines hatte sie vergessen — das Haus Habsburg.

Welche gefahrdrohende Macht mußte diesem aus solcher engen Verbindung der zwei evangelischen Mächte erwachsen? Wenn auch nicht England so sehr zu fürchten gewesen wäre, aber doch Preußen, dieses von dem Hause Habsburg stets mit scheelem, argwöhnischem Auge betrachtete »Neu-Königthum« mit seinem bürgerlichen Hofe, seinem puritanischen Staatshaushalte, seinen trefflichen Finanzen und langen Soldaten. Mußte die Schutzherrschaft, die dasselbe bereits mit so vielem Nachdrucke über die in den deutschen Reichslanden unterdrückten Evangelischen aus-

übte, nicht zu einer Macht heranwachsen, die eines Tages dem Hause Habsburg den Fehdehandschuh hinwerfen und die deutsche Kaiserkrone vom Haupte nehmen würde? Wir meinen nicht jene Krone, die im Domschatze zu Aachen verwahrt wurde, sondern die unsichtbare, die der frischerwachte Geist der Nation auf das Haupt dessen drückt, der ihr Sehnen, Fühlen und Denken zur frischen That gestaltet. Darum durften diese Heirathen nicht vollzogen, darum mußte von der östreichisch-gesinnten und bezahlten Umgebung des Königs in dem arglosen Gemüthe desselben Unzufriedenheit, Unwille, Zorn, Argwohn gegen diejenigen geweckt und genährt werden, die seinem Herzen am nächsten standen, gegen Frau und Kinder, vornehmlich gegen Wilhelmine und den Kronprinzen. Zuletzt gelangte denn das schöne Werk der beiden Agenten Grumbkow und Seckendorf zu einer Katastrophe, die selbst den Urhebern den Angstschweiß auf die Stirne trieb, zu dem mißglückten Fluchtversuche des Kronprinzen und seiner und seines Complicen Katte Verurtheilung zum Tode durch ein Kriegsgericht.

Katte mußte vor den Augen des Kronprinzen sterben; von der Vollziehung des Urtheils an dem Kronprinzen vermochten den König nur mit größter Mühe die ernstesten Vorstellungen fremder Höfe und einflußreicher Personen abzubringen. Unter letztere gehörte die energische Frau von Kameke, Oberhofmeisterin der Königin; sie hatte den Muth, dem vor Wuth ergrimmten Könige

zu sagen: »Majestät, Sie haben Sich bis jetzt bemüht, ein gerechter, guter und gottesfürchtiger Fürst zu sein; Gott hat Sie zum Lohne dafür mit seinen Segnungen überhäuft, aber zittern Sie, und fürchten Sie das Gericht Gottes. Er hat zwei Fürsten gestraft, die ebenfalls, wie Sie es im Sinne haben, das Blut ihrer Söhne vergossen hatten; Philipp II. und der Czar Peter sind ohne männliche Nachkommenschaft gestorben; ihre Länder sind eine Beute äußerer und innerer Kriege, und diese beiden Monarchen, so groß sie auch waren, der Abscheu der Menschheit geworden. Gehen Sie in Sich Majestät; die erste Aufwallung Ihres Zornes ist noch verzeihlich, aber sie wird strafbar, wenn Sie dieselbe nicht zu überwinden suchen.

Habsburg sah seine Absichten mit Erfolg gekrönt. Der König bekam eine entschiedene Abneigung gegen die englischen Heirathen, der Kronprinz sollte vollständige Verzeihung erhalten und seiner Haft in der Festung Küstrin entlassen werden, wenn Prinzessin Wilhelmine sich entschlösse, den Brandenburgischen Vetter, den Erbprinzen von Baireuth, zu heirathen. Und siehe, die Königstochter opferte sich; denn ein Opfer war es, sich für einen Gemahl zu erklären, den sie nicht kannte, nie gesehen hatte, sie opferte sich für ihren Bruder, welcher der Gegenstand ihrer Liebe und Sorge von Jugend auf gewesen war; sie opferte sich für die Ruhe und das Glück ihrer Familie; sie, die einst von vier gekrönten Häuptern auserseben war, die Throne von Schweden,

Polen, Rußland, England zu schmücken, sie heirathete den künftigen Erben eines Landes, das zwar anmuthig und blühend, aber von einem Umfange war, daß die Regierungsgeschäfte beim Frühstücke besorgt werden konnten. Für dieses Opfer dankte ihr aber auch der Bruder, der spätere König, mit der ganzen Liebe, deren sein Herz fähig war.

Die Gefahr, welche das Kaiserhaus in diesen englischen Heirathen gesehen, wäre also glücklich beseitigt gewesen, dafür war aber eine andere, größere, ungeahnte erwachsen. Die Intriguen des östreichischen Hofes hatten den Jugend-Gährungsprozeß in dem Erben des preußischen Thrones beschleunigt; je verwerflicher die Mittel waren, desto heftiger war die Krisis, und je entschiedener diese, desto glänzender das Resultat, der feste geschlossene Charakter des Mannes, der nur den günstigen Zeitpunkt abwartete, dem Hause Habsburg den hohen Preis für die Schmerzen, Foltern und Kämpfe abzufordern. Habsburg selbst hatte die Drachensaat gesäet, und Schlesien ist in der Königskrone Preußens die zur Perle gewordene Thräne aus Friedrichs Herzen, geweint um das verlorene Glück der Jugend.

Der Brandenburgische Historiograph, Professor Dr. Preuß in Berlin, die erste wissenschaftliche Autorität in friedericianischer Geschichte, dessen reichem historischen Schatze wir bei der Herausgabe dieser Briefe manches wichtige Detail, dessen Wohlwollen wir viele Förderung verdanken, führt in seinem meisterhaft behandelten

Avertissement zu dem Briefwechsel Friedrich's des Großen mit seiner Lieblingsschwester eine Aeußerung an, welche de Catt, der Vorleser Friedrich's des Großen, aus dem Munde desselben vernommen hatte: »In meiner Jugend wollte ich Nichts thun, ich lief immer nur umher. Da sagte meine Schwester von Baireuth zu mir: Schämst Du Dich nicht, Deine Talente so zu vernachlässigen? Und darauf machte ich mich an die Lectüre.« Wilhelmine legte also in ihren Bruder den ersten Keim und Trieb zur Entfaltung jener in ihrer Mannigfaltigkeit, Kraft und Regsamkeit heute noch von aller Welt angestaunten geistigen Fähigkeiten. Vielleicht war die Schwester mit der Feder in der Hand noch bedeutender als der Bruder, nicht sowohl von der philosophisch-speculativen, als von der plastisch-gestaltenden Seite. Ein paar Zeilen genügen ihr, ein lebendiges, sprechendes, wenn auch groteskes Bild einer Person hinzustellen; plastisch ist auch ihre Schrift mit den männlichen Zügen, während man die weich gezogenen, ja weiblichen Schriftzüge ihres Bruders speculativ nennen möchte.

Wer den Charakter König Friedrich Wilhelm's I. kennt, dem alle Kunst und Wissenschaft ein Gräuel war, dem möchte es auffallend erscheinen, daß gleichwohl seine älteste Tochter eine Erziehung erhielt, die weit über dem Niveau derjenigen stand, welche den Fürstentöchtern damaliger Zeit zu Theil wurde. Im Grunde bekümmerte sich der König wenig um die Erziehung seiner Töchter; was er bei seinem Sohne für eine Gefahr erachtete und

auf jede mögliche Weise zu hindern suchte, ließ er bei seiner Tochter hingehen, zumal diese zur englischen Königin ausersehen war, und die Engländer auf solche Dinge, ihm freilich unbegreiflich, noch etwas gaben. Jedenfalls respectirte er in Wilhelmine die Erinnerung an seine geistig erhabene Mutter Sophie Charlotte, die Freundin und Verehrerin des großen Leibniz, die Stifterin der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, der Nachahmung des Instituts von Frankreich. Für die Wahrnehmung, daß Charaktereigenschaften und geistige Fähigkeiten gewöhnlich nicht im ersten, sondern im zweiten Gliede wieder zum Vorschein kommen, möchte die Prinzessin Wilhelmine einen glänzenden Beweis abgeben; sie war auch die geistige Enkelin Sophie Charlottens; in ihr wirkten und arbeiteten die Bildungselemente der philosophischen Königin fort, und zwar in directer Linie durch Fräulein von Sonsfeld, welche früher Hofdame der Königin gewesen war und später die Stellung einer Erzieherin bei der Prinzessin einnahm. »Sie besprach« schreibt Wilhelmine in ihren Memoiren, »mit mir täglich Dinge, die am Ende von keiner großen Bedeutung waren, durch die sie mir aber dennoch, indem sie von Allem, was vorging, die Gelegenheit ergriff, selbstständige Ansichten beizubringen suchte. Ich befleißigte mich der Lectüre, die bald meine Lieblingsbeschäftigung wurde. Durch den Nacheifer, welchen sie mir einflößte, gewann ich auch Geschmack an meinen übrigen Studien. Ich lernte Englisch,

Italienisch, Geschichte, Geographie, ich legte mich auf Philosophie und Musik und machte in kurzer Zeit erstaunliche Fortschritte. Eine wahre Leidenschaft ergriff mich für das Lernen, so daß man sich zuletzt genöthigt sah, meinen zu großen Eifer zu beschränken.«

Dieser Eifer hatte sich durch die Appellation der Schwester an das Ehrgefühl des Bruders auch dem Kronprinzen mitgetheilt. Friedrich kam jeden Nachmittag zu Wilhelmine, sie lasen, schrieben zusammen und beschäftigten sich, ihren Geist zu bilden. Jedenfalls vertrat hier Wilhelmine schon als die Aeltere die Stelle einer Lehrerin, sie war bereits geistig entwickelter als der Bruder, sie beaufsichtigte auch die Erziehung ihrer jüngeren Schwestern und ward, körperlich fast noch ein Kind, von ihren Eltern und dem Hofe geistig als eine Erwachsene behandelt. Daß bei diesen Nachmittagsexercitien auch manche Allotria unterliefen, läßt sich denken. Die Schwächen von Personen ihrer Umgebung machten schon frühe die Spottlust Beider rege. So wandten sie z. B. Scarrons komischen Roman auf die kaiserliche Partei am Hofe an, und konnten sich auf diese Weise, selbst in Gegenwart Anderer, ganz ungenirt über die verhaßten Persönlichkeiten lustig machen, ohne daß ein Dritter etwas davon merkte. Grumbkow z. B. war la rancune, Seckendorf la rapine. Wenn die Geschwister über Madame Bouvillon Witze machten, so meinten sie darunter die gute, in äußerer Fülle etwas zu sehr aufgegangene Frau von Kameke, die wir ja

bereits kennen. Eines Tages fragte diese, wer denn diese Madame Bouvillon wäre? Das ist die Obersthofmeisterin der Königin von Spanien, antwortete der Kronprinz, und man kann sich wohl denken, mit welcher Miene nach seiner Schwester hin. Als später in einem großen Zirkel der Königin die Rede vom spanischen Hofe war, bemerkte Frau von Kameke, die nichts von Scarrons Roman wußte, daß alle Obersthofmeisterinnen der Königin von Spanien aus der Familie der Bouvillons seien. Ein allgemeines Gelächter entstand, und Frau von Kameke sah jetzt wohl ein, daß sie eine Sottise gesagt und vom Kronprinzen mystificirt worden war. Aber selbst der Königliche Vater wurde nicht geschont und von den schlimmen Kindern mit »le ragotin« bezeichnet — eine Verirrung des kindlichen Herzens, welche später von der Markgräfin aufrichtig bereut wurde. Man würde jedoch beide geistige Zwillingsgeschwister in ihrer später zu Tage tretenden Eigenthümlichkeit inmitten eines Hofes, an welchem die strengste, protestantische Rechtgläubigkeit herrschte, bei dem damaligen verwilderten Zustande der deutschen Wissenschaft, bei der Bildungsarmuth der Gesellschaft nicht begreifen können, vergäße man die eigenthümlichen Umstände, unter denen ihre Jugendbildung begann.

Bekanntlich hatte Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, 1685 den durch die Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich vertriebenen Evangelischen eine Zufluchtsstätte in seinen Staaten eröffnet; ein Theil der Refügiés kam

nach Berlin und gründete hier die noch heute blühende französische Kolonie. Die Franzosen brachten neue und ergiebige Kunst- und Industriezweige in das Land, aber auch einen neuen Geist und eine neue Bildung. Die nüchterne, den Dingen auf den Grund gehende, Schein und Sein haarscharf trennende Anschauungsweise der Mark bekam durch die Franzosen und deren Geisteskultur einen scharfen, zugespitzten, treffenden und oft glänzenden Ausdruck. Deutsche Anlage und französische Bildung verbanden und ergänzten sich so, und Wilhelmine und ihr Bruder, aus dem Boden der Mark erwachsen, von französischen Emigranten, einer Frau von Rocoulles, Fräulein von Montbail, einem Duhan, La Croze erzogen, sind als die glänzenden und charakteristischen Ergebnisse jener Verschmelzung, als die ersten Repräsentanten einer Geistesrichtung zu betrachten, die in Deutschland heute noch als vereinzelt dasteht und die man speziell als »Berliner Geist« bezeichnen könnte.

Die erste Bekanntschaft beider Geschwister mit Voltaire, dem hellstrahlenden Sterne, der in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts in der französischen Literatur, damals der Weltliteratur, aufgegangen war, ist wohl in diese heimlichen Nachmittagsandachten zu verlegen. Mit welcher Begierde mag man die Henriade verschlungen haben! Wie sanft und wohllautend flossen diese Verse dahin, gegen diejenigen, welche man aus dem deutschen Gesangbuche alle Sonntage zweimal singen

mußte! Wie mag man bei diesem verbotenen Genusse sich vor der Ueberraschung durch den Herrn Papa gefürchtet haben, und um wie viel wurde dadurch jener Genuß erhöht! Was war Oedipe für eine erhabene Poesie gegen die rohen deutschen Comödien, die man so oft in der Gegenwart des Königs anzusehen gezwungen war! Welch' frischer, lebendiger Quell sprang in Voltaire's französischen Präparaten englischer Denker, was war die Geistesfreiheit eines Newton, Locke, Pope, gegen die pietistische Beschränktheit des Pastors Franke aus Halle, dessen Betstunden die königlichen Kinder aushalten mußten! Und erst die Verse, diese graziösen, petillanten, geistsprühenden Verse — ja die neue Geistesoffenbarung hieß Voltaire.

Die erste schriftliche Annäherung des Kronprinzen an Voltaire geschah in dem bekannten Briefe vom 8. August 1736; er enthielt ein vollständiges, geistiges Glaubensbekenntniß des vierundzwanzigjährigen Prinzen und schloß mit einer Einladung nach Rheinsberg. Voltaire fühlte sich von diesem huldigenden Briefe aufs Höchste geschmeichelt. »Das ist ein philosophischer Prinz, das ist ein Mensch und folglich ein sehr selten Ding,« schrieb er an einen seiner Freunde. Natürlich war er bemüht, die Kunde davon überall hin zu verbreiten, so daß sie auch den Weg in deutsche Zeitungen fand. Unter diesen war der »Nürnberger Friedens- und Kriegskurier« eine der hervorragendsten, und der Redakteur desselben ist gemeint, wenn Friedrich, jedenfalls auf

die Mittheilung seiner Schwester hin, in einem Briefe vom 3. Februar 1737 an dieselbe schreibt: »Ich weiß nicht, wodurch ich mich bei dem Nürnberger Zeitungsschreiber so sehr in Gunst gesetzt habe; jedenfalls thut er mir sehr viel Ehre an, mich so hoch zu stellen, mich, der ich nichts als ein unwissender Mensch bin, und der ich nur ein Verdienst habe, nämlich nicht blind in Bezug auf mich selbst zu sein. Voltaire steht mit mir in Briefwechsel und vielleicht hat man daraus angenommen, daß er hierher kommen würde.« Hier geschieht zwischen den Geschwistern die erste, bis jetzt bekannte, schriftliche Erwähnung des Schriftstellers und dann nur noch einmal ganz flüchtig. Der Herbst des Jahres 1740 brachte endlich nach vier Jahren einer sehr lebhaften und emphatischen Correspondenz mit dem Kronprinzen von Preußen die längst gewünschte persönliche Zusammenkunft mit dem Könige in Preußen auf Schloß Moyland in der Nähe von Wesel. Voltaire fand seinen Freund »einen kleinen, in einen Hausrock von grobem blauen Tuche eingehüllten und von Fieber geschüttelten Mann.« Herr von Voltaire! lautete die Meldung des Einführenden. Voltaire ist da — der Längstersehnte, ungeduldig Erwartete — »die Hoffnung des Menschengeschlechtes« und dieser kleine, junge Mann im Fieberanfalle ist »der Salomon des Nordens«. Ob sich der König »die Hoffnung des Menschengeschlechtes« so mager und gebrechlich, ob sich der Dichter »den Salomon des Nordens« so klein und in so dürftiger Um-

gebung — das Zimmer waren vier nackte Mauern und es brannte nur ein Licht — vorgestellt hatte? Voltaire ist da! Die finsteren Dämonen des Fiebers flohen jetzt vor dem leuchtenden Antlitz des Sohnes Apolls ebenso schnell, wie vier Wochen später, am 26. Oktober, bei der Nachricht von dem Tode des letzten Habsburgers.

Der zweite Besuch Voltaire's folgte sehr schnell dem ersten. Am 21. November desselben Jahres sehen wir ihn in Rheinsberg ankommen, angeblich um dem Könige Bericht über den Druck des Antimacchiavel abzustatten, in Wahrheit aber im Auftrage des französischen Cardinalministers Fleury. Gegen den Rhein hin läßt der König befestigen — das macht in Paris dem alten Herrn in Purpur, der durchaus mit seinem Portefeuille vor dem Throne Gottes erscheinen will, Sorge — unnöthigerweise — gegen den Rhein macht der König Bewegungen, und an Schlesien denkt er. Der französische Gesandte in Berlin, Marquis von Beauveau, kann kein Licht in der Sache erhalten; was einem Diplomaten unmöglich ist, bekömmt vielleicht ein Freund aus dem Könige heraus, und Voltaire wäre der glücklichste Sterbliche, wenn er eines Tages, und wäre es an dem kleinsten Hofe, als außerordentlicher Gesandter Seiner allerchristlichsten Majestät empfangen werden könnte. Friedrich blieb aber auch gegen »die Hoffnung des Menschengeschlechtes« undurchdringlich, und so mag es wohl gekommen sein, daß der König eines Abends, die erneuten, vorsichtigen Forschungen seines Freundes abbrechend,

denselben bei der Hand genommen und zu einer Dame geführt haben mag, mit den Worten: »Hier stelle ich Sie meiner geliebten Schwester vor«. Diese Dame von zartem, feinem Wuchse mit einem kleinen, fein modelirten Kopfe, einem Antlitze, dessen Haut so weiß und zart war, daß man, wie bei jener schönen Augsburgerin, wenn sie trank, die Spur des rothen Weines verfolgen konnte, diese Frau, deren große, helle, blaue Augen gewiß voll begeisterten Interesses dem hochverehrten Genius entgegen kamen und deren kleiner, graziöser, sonst etwas spöttisch gezogener Mund den Gelehrten und Dichter in der Sprache seines Vaterlandes mit Ausdrücken der Verehrung überhäuft haben wird, — diese Dame war die Markgräfin von Baireuth.

Welch ungebundenes, heiteres, anziehendes und genußreiches Leben in diesem zwölf Meilen von Berlin entfernten, von Seen, Hügeln, Buchenwäldern umgebenen, vom Kronprinzen Friedrich erbauten Schlosse von Rheinsberg! Hier wurden die weißen Nächte von Sceaux wiederholt, mit dem Unterschiede, daß keine Verschwörungen geschmiedet wurden, und wenn, dann höchstens gegen die Langeweile. Es ist, als ob Watteau und Lancret, mit deren Werken das Schloß angefüllt ist, in Gebüschen versteckt, hier die Vorbilder zu ihren köstlichen Darstellungen gefunden hätten. Seen, Gärten, Pavillons, Grotten, Einsiedeleien, belebt von lustigen, witzigen Kavalieren, von schönen, galanten Damen, Alles singend, jubelnd, tanzend, spielend und koketti-

rend. Wenn der Abend kommt, der frühe, in jener Gegend so rauhe Herbstabend, dann flammen die Kerzen in dem großen sechsfenstrigen, vergoldeten, von Pesne gemalten Spiegelgemach der Königin auf. Der König, des Tages über ernsten Entwürfen gegen das Haus Habsburg brütend und denkend, kommt nun zum Vorschein. Das Concert beginnt, der König führt die Markgräfin an das Klavier, greift selbst zur Flöte und bläst eins jener Adagio's, in denen er Meister ist und alle Welt entzückte. Die Pausen zwischen den einzelnen Vorträgen werden von der Markgräfin in philosophischen oder witzig heiteren Gesprächen mit Maupertuis, Algarotti, Jordan, Keyserling verbracht, vornemlich aber mit Voltaire, der ihr neu und so galant, sprühend und glänzend ist, als wäre er ein Madrigal von sich selbst.

Wie viele Berührungspunkte giebt es zwischen Beiden! Wie denkt Voltaire über sein Verhältniß zu dem Hofe von Versailles, was hält er von Ludwig XV., was von Frau von Pompadour und dem Cardinal Fleury? Giebt er in der Tragödie der Lecouvreur oder der Clairon den Vorzug? Wer ist tiefer in der Musik, Hasse oder Graun? Welche Resultate hat er aus dem Studium Newton's gewonnen? Welches Urtheil fällt er über Wolff, den philosophischen Meister ihres Bruders, welches über Descartes, zu welchem sie geschworen hat? Herrliche, unvergeßliche Tage! Sie waren auch die letzten des Glanzes von Rheinsberg! Hier war das

eigentliche Sanssouci des großen Königs, und merkwürdiger Weise hat er es in seinem Leben nicht wieder gesehen. Diesen Tagen folgten noch vierzehn des Zusammenseins in Berlin nach; dann kehrte Voltaire mit Ehren überhäuft, aber als der Verschwiegene wider Willen in Bezug auf die Pläne des Königs nach Brüssel zur Marquise du Chatelet, die Markgräfin aber erst nach der Eroberung Schlesiens, die bekanntlich sehr schnell ging, und nach der Rückkehr ihres Bruders am 5. Juni 1741 nach Baireuth zurück. Die Eindrücke, die sie von der Persönlichkeit Voltaire's erhalten hatte, wirkten in ihr fort. Ein Jahr darauf langte, vielleicht zum Andenken des Tages der ersten persönlichen Begegnung, in Cirey oder Brüssel ein Packet, wahrscheinlich ein Geschenk enthaltend, an. Dasselbe war begleitet von einem Briefe des Leibarztes und zugleich Geheimsecretairs der Markgräfin in literarischen Dingen, des Herrn von Superville oder des Philosophen Superville, um mit Voltaire zu sprechen. Wer war im vorigen Jahrhundert nicht Philosoph! Die Philosophie war Mode, wie heute die exakten Wissenschaften, und wie heutzutage sich Jeder für einen Naturkundigen hält, der da weiß, daß das Feuer kein Stoff, sondern eine Kraft ist, so war auch damals jeder Philosoph, der nicht an den Kirchenteufel glaubte. Auf die Sendung der Markgräfin und den Brief ihres Leibarztes, desselben Superville's, dem sie später das Manuscript ihrer berühmten Memoiren übergab, war

von des Dichters Seite keine Antwort erfolgt. Möglich, daß die Markgräfin eine leise Aeußerung der Verwunderung von sich gab, vielleicht durch Herrn von Superville, genug an einem Oktobertage kam das erste Briefblatt, von des Dichters eigner Hand geschrieben, im Schlosse von Baireuth an. Voltaire befand sich damals in Brüssel, wohin er sich zeitweise mit der Marquise du Chatelet begab, und von wo aus er zwischen dem ersten und neunten September seinen königlichen Freund, den Sieger von Mollwitz und Czaslau, in den Bädern von Aachen begrüßt hatte.

Von Voltaire.

Brüssel, den 26. September 1742.

O du, Minerva gleich in jeder Kunst,
Welch' schrecklich Mißgeschick hat mich erkoren,
Daß mehr als sechzig Verse ich verloren
Und auch die Ehre deiner Gunst?
Wie's armen Sterblichen so oft ergeht,
Wenn Herz und Hand zur Andacht sie erhebend,
Am Fuß des Hochaltars abmurmeln ihr Gebet —
Ein Teufel kommt, verrennt den Weg zu allen Himmelsthoren,
Und alles Beten ist umsonst — verloren.

»Daraus mögen Eure Königliche Hoheit erkennen, wie es mir ergangen ist. Ungefähr vor einem Jahre erhielt ich Ihrerseits ein kleines, allerliebstes Packet mit einem Briefe des Philosophen Herrn von Superville. Ich

mußte nach Paris abreisen eben in dem Augenblicke, wo ich diesen Beweis Ihrer Güte und Huld erhielt. Apollo, die neun Musen und die große Gottheit der Dankbarkeit nehme ich zu Zeugen, daß ich auf dem Wege eine sehr beträchtliche Anzahl schlechter Verse machte; in Paris angekommen, schrieb ich zu diesen Versen vier Seiten Prosa und trug das enorme Packet persönlich auf die Pariser Hauptpost. Nach der Dringlichkeit, mit der ich es empfahl, hat man darin jedenfalls große Staatsgeheimnisse gewittert. Wie werden die Neugierigen verblüfft gewesen sein! In höherem Grade jedoch bin ich es, Madame, nach dem was mir heute zukommt. Ich muß erfahren, daß Ew. Königliche Hoheit weder Prosa noch Verse erhalten haben, und daß Sie mich und zwar mit Recht für einen trägen Barbaren halten werden, ohne jegliche Kenntniß dessen, was sich schickt. Seien Sie gerecht Madame, denken Sie, wie unmöglich es ist, Ihre Huld und Gnade zu vergessen, und glauben Sie, daß ich nicht nur die Ehre hatte, Ew. Königlichen Hoheit zu schreiben, sondern daß ich persönlich Ihnen meinen Dank in Ihrer Heimath abgestattet haben würde, wenn eben die Verhältnisse mir diese angenehme Reise gestattet hätten. Niemals jedoch, Madame, werde ich die fürstliche Philosophin, die Beschützerin der Künste, die musikalische Meisterin, das Vorbild aller geselligen Tugenden vergessen. Ihr durchlauchtigster Bruder, der König, der bald hier bald dort ist, hatte mich vor nicht langer Zeit nach Aachen be-

fohlen. Ich sah ihn, Madame, er erschien wie ein Held, machte sich über die Aerzte lustig und badete zu seinem Vergnügen. Ich fand keine Veränderungen an ihm, vielleicht nur in seinem Gesichte. Vor zwei Jahren hatte ich es vom Quartanfieber etwas abgemagert gesehen, jetzt hat es an Rundung zugenommen, die zu einem Lorbeerkranze vortrefflich steht. Trotz seiner zwei Siege ist der König ebenso menschlich und leutselig geblieben, als er es früher war. Ach Madame, niemals werde ich aufhören, mit wehmüthiger Freude an die Tage zurückzudenken, wo ich in der Zurückgezogenheit von Rheinsberg Ew. Königlichen Hoheit und Seiner Majestät meine Huldigungen darzubringen die Ehre hatte. Ebenso wird mir die Gnade, die mir von Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht dem Markgrafen zu Theil wurde, immer gegenwärtig bleiben, und mein sehnlichster Wunsch ist, wenigstens noch ein Mal in meinem Leben gleiche Ehre genießen zu dürfen. Unter Versicherung meines tiefsten Respektes bin ich

Eurer Königlichen Hoheit

unterthänigster und gehorsamster Diener

Voltaire.«

Der ironische Zufall schien es fügen zu wollen, daß die Markgräfin immer mit Voltaire zusammentreffen sollte, wenn er seine diplomatischen Anwandlungen hatte. Richelieu, der große Staatsmann, wollte ein

großer Dichter, Voltaire, der große Schriftsteller, dagegen ein großer Staatsmann sein, und Beide machten in dem, was sie sein wollten, Fiasco. So auch wieder Voltaire, als er im August 1743 von Paris nach Berlin kam, um den König in dem östreichisch-bairischen Erbfolgekrieg zu einer Aktion, d. h. zur Aufstellung einer Neutralitäts-Armee zu Gunsten des bairischen Kurfürsten und unglücklichen deutschen Kaisers Karl VII. und des mit ihm verbündeten französischen Kabinets Amelot-Maurepas zu bewegen. Der König hatte aber keine Lust, in diesem unglücklichen Handel die Kastanien aus dem Feuer zu holen; er lachte Voltaire aus, als dieser anfangs tastend, dann deutlicher mit seinem Auftrage, oder wie man es nennen mag, hervortrat, und forderte ihn auf, anstatt den diplomatischen Agenten zu spielen, lieber sein Begleiter auf einer Reise nach Baireuth zu sein. Da war der brillante Schriftsteller allerdings besser am Platze. Friedrich hatte auch eine politische That im Sinne, aber nicht eine nach Frankreichs Vorschlage, sondern er strebte zur Aufrechthaltung des schwachen Karls VII. gegen Oestreich einen deutschen Fürstenbund an und machte zu dem Zwecke einen Abstecher nach Ansbach, wo er auch den Fürstbischof von Würzburg zu finden hoffte, um die fränkischen Fürsten über sein Projekt zu sondiren. Voltaire blieb zurück. Wie hätte auch der König daran denken können, ihn den Rosenketten zu entziehen, die sich hier um ihn schlangen, gewunden von zarten, fürstlichen Händen! Da war die

Markgräfin, die sich aus diesen wenigen Glückstagen geistige Anregung vielleicht für eine lange, unfruchtbare Zeit sichern mußte, da war ferner die Herzogin von Württemberg, die spätere Schwiegermutter der Tochter Wilhelminens, eine Frau nicht ohne Geist, aber etwas auffallenden Benehmens, die sich Nachts hinsetzte und mit eigner Hand: »La pucelle« abschrieb. Da waren so viele junge, anmuthige und liebenswürdige Hoffräuleins, die vielleicht weniger von seinen Schriften gelesen hatten als sie ihn aus pflichtschuldiger Courtoisie bewunderten und wie lachende, scherzende Grazien umschwebten. — Wie viel Jugend, Schönheit, Lachen, Scherzen, Kokettiren, Fächeln und Schweben um ihn und er — der Glückselige — mitten drinnen! Wir glauben es vollkommen, wenn Wilhelmine an den König nach Ansbach schreibt: »Er hat den besten Humor von der Welt.« So ein wenig weiblicher Götzendienst war ganz nach Voltaire's Geschmack. Trotzdem die Prinzen August Wilhelm von Preußen und Ferdinand von Braunschweig in Baireuth zurückgeblieben waren, war er doch der König »der glänzenden Vergnügungen«, wie der König in einer poetischen Ansprache an seine Schwester die Reihe der Baireuther Festlichkeiten bezeichnet. — Natürlich hatte Wilhelmine Alles aufgeboten, um ihren Gästen den Aufenthalt so genußreich als möglich zu machen, vielleicht auch um den Ihrigen zu zeigen, daß sie auf ihre ehemalige Bestimmung zu Glanz und Größe vollständig resignirt habe

und daß man sich auch in stillen, von aller Bewegung des großen Lebens abgeschlossenen Thälern Freuden und Genüsse verschaffen könne.

Die Markgräfin hatte, eine halbe Meile von Baireuth entfernt, auf einem grünen von einem sanften Flusse umschlungenen Hügel ein kleines Paradies, »Eremitage« genannt, gegründet. Ein in Rusticalstyl erbautes Schloß von nur einem Stockwerk, wie später Sanssouci, darin kühle, hohe Säle aus dem schönen Marmor des Fichtelgebirges. Zu den noch heute existirenden Appartements der Markgräfin gehörte ein Gemach von japanischer Boiserie, Geschenk des Königs, ein Musikzimmer von weißem und grünem Marmor mit musikalischen Emblemen, oben friesartig mit den Bildnissen der schönsten fürstlichen Personen damaliger Zeit geschmückt; Voltaire war nicht darunter, es waren nur Damen; daneben, nur mit einem Fenster hinaus in die grüne Einsamkeit des Gartens schauend, ein Gemach in braunem Lack mit erhabenen, der Natur nachgebildeten Blumen, still, verborgen, zum Denken, Dichten und Träumen gemacht. »Hier ist es«, schreibt sie in diesem traulichen Raume, »wo ich diese Memoiren schreibe und viele Stunden mit meinen Betrachtungen verbringe.« Unten am Fuße des grünen Hügels verbarg sich unter hochragenden, dichten Bäumen eine Einsiedelei, die Ruinen eines den Musen geweihten Tempels darstellend; innerhalb desselben ein Gemach mit Majoliken, ein anderes mit den Bildnissen der berühmtesten Philosophen

neuerer Zeit. Wie mag Voltaire geschmunzelt haben, als er hier sein Bildniß neben denen von Descartes, Newton, Leibniz, Locke, Bayle erblickte! Weiter oben ein großes Theater, wo man im Freien Opern aufführen konnte, außerdem Parnasse, Grotten, künstliche Wasserwerke, dichte, lange Lindenalleen, durch die kein Strahl der Sonne dringt, Bäume, Felsen und Wasser und über dem Allen zur Zeit unseres Besuches die warme Herbstsonne, die jener grünen, anmuthigen, von den blauen Höhen des Fichtelgebirges begrenzten Landschaft einen mit so tiefen, glühenden Farben getränkten Nachsommer zu verleihen pflegt. In Eremitage müssen wir uns die Mehrzahl dieser Feste denken, in deren Anordnung die Phantasie des vorigen Jahrhunderts so fruchtbar war. Porporino half sie durch seine Kunst verherrlichen und heute noch lebt unter den Einwohnern von Baireuth die Tradition, daß Voltaire in »Mort de César« gespielt habe, d. h. nicht in dem offenen Theater, sondern in dem, welches im Schlosse von Baireuth aufgeschlagen war, in demselben Schlosse, wo die weiße Frau umgehen sollte; eine weise Frau ging allerdings darin um.

Der Aufenthalt am dortigen Hofe währte vierzehn Tage; es war das erste und einzige Mal, daß Voltaire in Baireuth war, aber diese Tage voll heiteren Glanzes, sinniger Beziehungen und poetischer Huldigungen breiteten noch lange einen verklärenden Nachglanz über sein Leben aus; der Eindruck von Baireuth auf ihn war

derselbe, den ein stilles, verborgenes, anmuthiges Thal auf den von den Stürmen des Lebens unaufhörlich Hin- und Hergeschleuderten ausübt. »Baireuth ist ein wunderlieblicher stiller Ort,« schreibt der Dichter unter dem 16. Oktober 1743 an Maupertuis, »man kann da alle Annehmlichkeiten eines Hofes ohne die Unbequemlichkeit der großen Welt genießen.«

Das Bedürfniß Voltaire's war, sich von einer Frau anbeten zu lassen. Erst waren es Schauspielerinnen, welche diesen Dienst verrichteten, dann folgte ihnen die Marquise du Chatelet, »Uranie,« wie er sie in der Epistel nennt, welche er an der Spitze der »Elements de la philosophie de Newton« an sie gerichtet hatte. Ihre Leidenschaften waren Voltaire und Algebra. Von seiner Seite war weniger Passion im Spiele, im Anfang liebte er die Marquise vielleicht aus Curiosität — eine mathematische Geliebte war neu und pikant — dann aus Gewohnheit. »La sublime Emilie« war sehr eifersüchtig. Wenn auch äußerlich kein Engel mehr, trieb sie mit dem Flammenschwerte jedweden anderen weiblichen Einfluß aus ihrem Paradiese. Nur die gute Madame de Graffigny, die Verfasserin der »Lettres peruviennes« und anderer Sächelchen, wurde in Cirey geduldet; ihre sechsundfunfzig Jahre waren nicht mehr gefährlich. Daher die auffallende Erscheinung, daß in der Cirey-Periode der Briefwechsel Voltaires mit Frauen ungleich spärlicher ist, als vor- und nachher. Durch den Tod der Marquise, am

10. September 1749 in Luneville, kam es zu einem großen Wendepunkte in dem Leben des Dichters. Was hielt ihn noch in seinem Vaterlande, daß er jetzt den lockenden Anerbietungen seines königlichen Freundes, die seit dreizehn Jahren so oft und in neuester Zeit dringender als je wiederholt worden waren, nicht folgen sollte? Etwa die Verfolgungen der Jesuiten, oder die Abneigung Ludwigs XV., oder die Angriffe neidischer, mißgünstiger Schriftsteller? In seinem Vaterlande sah er einen Staat durch eine schlechte Regierung untergehen, in Preußen durch eine weise sich mächtig emporheben. Voltaire sehnte sich zudem nach einer ruhigen Freistatt. Aus Sanssouci winkte ihm Ruhe, Ehre, Freiheit — ein neues Leben. Welches Wonnegefühl für ihn, als er am 25. September 1750 bei dem berühmten von 30,000 Lampen beleuchteten Carroussel in Berlin erschien und es flüsternd, bewundernd durch die ganze Versammlung ging: Voltaire, Voltaire! Dieses großartige Fest im Berliner Lustgarten, war zu Ehren der Markgräfin von Baireuth veranstaltet. Sieben Jahre hatten sich Beide nicht gesehen, auch keinen schriftlichen Verkehr gehabt, obschon sie immerhin Beziehungen durch Dritte unterhalten haben mochten, z. B. durch Superville. Hier abwechselnd, in Berlin und Potsdam, während eines fast dreimonatlichen Aufenthalts Wilhelminens, vom 8. August bis 26. November 1750, vollendete sich die Bekanntschaft Beider, von da aus wurden die Beziehungen enger und der briefliche Verkehr reger. Die Ehe

Wilhelminens war seit 1740, von dem Augenblicke an keine glückliche mehr gewesen, wo sie die Ueberzeugung gewinnen mußte, daß sie nicht mehr ausschließlich das Herz ihres Mannes besitze, daß eine ihrer Hofdamen, und gerade diejenige, welche in ihrem Herzen und in ihrer Gunst am höchsten gestanden, ihr dieses Glück geraubt habe. Hier war die Stelle, wo sie Weib war, wie jedes andere, und über den ersten, gewaltigen Schmerz halfen ihr nicht die idées innées des Descartes hinweg. Hier mußte gekämpft, geweint, gelitten werden. Wer weiß, ob sie nicht um ein Liebeszeichen aus der Zeit ihres Glückes, gern all ihr Wissen dahingegeben hätte? Sie war keine sinnliche, aber eine liebebedürftige Natur. Arme Dulderin, ergieb dich in das »Vorbei!« mit den Finsternissen und Abgründen des Schmerzes; was man geliebt hat und verloren, bleibt verloren — todt. Und sie ergab sich in ihr Schicksal.

Innerhalb sieben Jahre waren in ihr mannichfache Wandlungen vorgegangen. Kummer und Schmerz hatten sie an inneren Erfahrungen reicher, geistiger Anregungen bedürftiger, zu vertraulichem Verkehr mittheilsamer gemacht. Die Markgräfin geht mündlich mit dem Dichter in die Details ihres häuslichen Lebens ein; die geistige Spannkraft der Jugend ist vorüber; sie braucht Umgebung, Gesellschaft und da diese in Baireuth nicht zu finden war, so will für Beides Voltaire sorgen. Zuerst schickt er zur Vervollständigung der französischen Schauspiel-Gesellschaft einen Schauspieler Heurtaud nach

Baireuth, welcher früher neben Lekain auf dem Haustheater, welches Voltaire in Paris zur Aufführung seiner Stücke unterhalten, gespielt hatte. Der Hof von Baireuth unterhielt nämlich italiänische Oper und französische Comödie, die Consuelo und Lekain hatten dort gespielt. Markgraf Friedrich hatte ein Opernhaus erbauen lassen, welches wegen seiner Pracht und Größe noch heute die Bewunderung erregt und das den Königlichen Schwager, als er dasselbe sah, zu der Frage drängte: Woher bekommt Ihr das viele Geld? Näher hätte die Frage gelegen: Woher kommt für dieses kolossale Haus das Publikum? Aber nicht allein Acteurs, auch andere Personen wurden nach der lieblichen Residenz im Mainthale dirigirt. »Die Frau Markgräfin von Baireuth möchte gerne Frau von Graffigny in ihre Nähe ziehen,« schreibt Voltaire unter dem 22. August 1750 an seine Nichte Madame Denis »und ich schlage ihr auch den Marquis von Adhemar vor. Im Militär ist hier für ihn kein Platz, er müßte wenigstens gut deutsch können und das wäre noch das geringste Hinderniß. Nach meiner Meinung könnte er während des Friedens nichts Besseres thun, als sich an den Hof von Baireuth fesseln. Die meisten deutschen Höfe gleichen in der That denen der alten Palatine, wenigstens während der Turniere. Es sind alte Schlösser und man sucht sich da angenehm zu unterhalten. Schöne Hofdamen sind da, elegante Cavaliere, man läßt sich Jongleurs kommen. In Baireuth ist auch italiänische Oper und französisches Schauspiel

nebst einer schönen Bibliothek, von welcher die Fürstin einen vortrefflichen Gebrauch macht. Ich glaube wahrhaftig, daß das ein Kauf sein wird, für welchen mir beide Theile Dank wissen werden. Was Madame la Peruvienne anlangt, so ist sie schwerer zu verpflanzen. Sie ist in Paris heimisch geworden, gilt dort etwas und hat Freunde, die man in ihrem Alter nicht gern aufgiebt.« Vielleicht hat Voltaire Ursache, das Placement der Frau von Graffigny bei der Markgräfin nicht zu wünschen, die peruvianische Freundin war in Cirey Zeugin so mancher Scenen zwischen dem Dichter und seiner Urania, von denen Ersterer vielleicht nicht gerne gesprochen haben wollte, und Madame de Graffigny schien gerne zu sprechen. Obige Worte gehen wie ein leiser Fingerzeig nach Paris, und von Madame Denis mag eine gleichlautende Antwort eingelaufen sein; denn in dieser Weise lautet der Bescheid an die Markgräfin in einem Billet ohne Datum und Jahreszahl. Dasselbe kann aber nur in den letzten Tagen des September desselben Jahres geschrieben sein. Voltaire spricht in einem Briefe an Madame Denis, vom 12. September 1750, von der Aufführung der Tragödie Rome sauvée auf einem Theater im Vorzimmer der Prinzeß Amalie; er selbst hatte den Cicero gespielt und das Stück war mehrere Male im Laufe des Septembers wiederholt worden, nachdem der König, am 22. September, aus Schlesien zurückgekehrt war. Ein weiterer Beweis für die Richtigkeit unserer Annahme möchte ein Brief des Schriftstellers an seine zweite Nichte, Madame

de Fontaine, vom 23. September 1750, sein, worin er von ähnlichen Krankheitsfällen spricht. Folgendes ist ein Billet, wie man, gezwungen das Zimmer zu hüten, es von Thüre zu Thüre schreibt; so mag auch das folgende nur die Corridore des Berliner Schlosses passirt haben.

Madame!

Ew. Königliche Hoheit werden wohl auf Frau von Graffigny verzichten müssen. Sie ist alt und krank. Aber Sie sind auch krank und alt, werden mir Ew. Königliche Hoheit sagen. Ja wohl, Madame, aber ich habe die Leidenschaften der Jugend und Ihr Bruder, der König, verjüngt mich.

Um es kurz zu sagen, Frau von Graffigny will Paris nicht verlassen, ebensowenig als ich Friedrich den Großen. Jedermann in dieser Welt wird nun einmal von seinen Neigungen regiert. Jedoch werde ich Ihnen irgend ein weibliches Wesen ausfindig machen, das von gefälligen Manieren, nicht jung und auch nicht alt ist, keine Klatschereien macht, eine Dame von Geist, guten Sitten und gesellschaftlicher Stellung, und dies Alles sollen Sie um dasselbe geringe Honorar haben, wie einen gewissen, kleinen, närrischen Menschen Namens Heurtaud, den Herr von Montperny in Baireuth zurückbehalten hat. In der Tragödie entlockt er Einem die Thränen, während man sich im Lustspiele über ihn todtlachen möchte.

Heute nicht »Rome sauvée«. Sie können also die Gesellschaft des Königs ganz nach Ihrem Belieben genießen. Außerdem ist Cicero wieder von seinen höllischen Kolikschmerzen heimgesucht und kann heute nicht in Glanzschuhen erscheinen, um Ihnen seine Ehrfurcht zu bezeigen.

Ich lege mich zu den Füßen Ew. Königlichen Hoheit.

V.

Die Markgräfin war am 26. November 1750 in ihre Heimath zurückgekehrt. Voltaire ließ sich endlich bewegen, in Berlin und in der Nähe des Königs zu bleiben, d. h. sein Entschluß hatte schon festgestanden, als er nach Berlin gekommen war, es hatte sich nur um den Preis seines Verbleibens gehandelt, und um diesen möglichst zu erhöhen, drohte er, nach Frankreich zu gehen, dann »seine Wallfahrt nach Italien zu machen, St. Peter von Rom, den Papst und die mediceische Venus zu sehen.« Er ging aber nicht nach Frankreich, er sah niemals Italien; der König gab ihm den Orden d.h. pour le mérite, den Kammerherrnschlüssel, eine Pension von 4000 Thlrn. und Madame Denis eine zweite von 4000 Livres, überdies hatte er Wohnung, Tafel und Equipage in den Schlössern von Berlin und Potsdam. Was wollte er noch mehr? Der Dichter und die Markgräfin hatten sich beim Abschied das Versprechen gegeben, eine Korrespondenz zu unterhalten. Voltaire eröffnete dieselbe. Es lag ihm viel daran, den Marquis

von Adhemar in eine Stellung zu dem Baireuther Hofe zu bringen, wir wollen glauben aus ebensoviel Interesse für die Markgräfin, als für seinen Freund. Wer der Marquis von Adhemar gewesen? Eine Bekanntschaft des Dichters vom Hofe des Königs Stanislaus in Luneville, aus jenem komischen Intermezzo, welches damit begann, daß der Beichtvater des alt und schwach gewordenen Polenkönigs Stanislaus, der Jesuit Menou, eifersüchtig auf den Einfluß der Favorite des Königs, der Marquise von Boufflers, dieselbe durch die Marquise du Chatelet ersetzen wollte. Voltaire und seine Freundin kamen auch wirklich nach Luneville, aber anstatt gegen die Marquise von Boufflers Partei zu ergreifen, verbanden sie sich mit derselben auf's Engste, um dem Jesuitenpater zu Leibe zu gehen.

Man darf annehmen, daß sich die Bekanntschaft Voltaire's mit Adhemar aus dem Jahre 1749 datirt. Wir denken uns das Verhältniß so: Der Marquis, einem sehr alten, früher sogar souverainen Adelsgeschlechte Frankreichs angehörend, ein junger, für die Poesie empfänglicher Mann, kam dem berühmten Schriftsteller mit dem Gefühle der Bewunderung, Verehrung entgegen, wofür Voltaire stets sehr empfänglich und dankbar war. Adhemar brachte den Winter 1749—1750 in Paris zu, fand in Voltaire's häuslichem Kreise Zutritt, war hier auch als Schauspieler, unter Anderm als Cäsar in Rome sauvée thätig und scheint sich die volle Gunst, nicht nur des

Dichters, sondern auch der Nichte, erworben zu haben. Ein Bild von Madame Denis hängt im rothen Zimmer von Sanssouci; dasselbe zeigt ein noch ziemlich junges, hübsches Gesicht mit dem koketten Ausdrucke, den alle Bilder dieser Zeit haben. Madame Denis war für Huldigungen noch sehr empfänglich, und eben deswegen vielleicht gab Voltaire sich so erstaunliche Mühe, den Marquis nach Baireuth, weit von Paris und von seiner Nichte hinweg zu bringen. Der junge Protégé, Dilettant in Versen, Meister in einer »Éloge historique de la Margrave de Baireuth« scheint nach dem Wenigen, was wir von ihm wissen, und was uns nur durch die Beziehungen zu Voltaire und der Markgräfin interessirt, eine jener geistig empfänglichen und leicht sich anschmiegenden Naturen gewesen zu sein, die mit ihrer Liebenswürdigkeit zu sehr in der Gesellschaft aufgehen, um auf dem Kampfplatze öffentlicher Interessen durch Thaten zu glänzen.

Am Ende des nächsten ersten Briefes, der aus dem »Kloster von Sanssouci« nach Baireuth abging, verkündet sich in drei Zeilen, d'Arnaud betreffend, der Anfang jener Mißhelligkeiten, welche nach drei Jahren den vollständigen Bruch zwischen Voltaire und dem Könige herbeiführen sollten. »Man versetze an das Ende der Welt zwei Schriftsteller, zwei Frauen, oder zwei Frömmlinge; Einer davon wird dem Anderen immer einen Streich spielen,« sagt Voltaire in einem seiner Briefe, und wir wenden diese Stelle auf ihn selbst an. Arnaud, Verfasser der Comödie

»Le mauvais Riche«, kam auf die Empfehlung des Marquis d'Argens nach Berlin, »in der Landkutsche,« wie Voltaire schreibt. »Er gab sich für einen großen Herrn aus, der unterwegs seine Titel, seine poetischen Werke und die Bildnisse seiner Geliebten verloren hatte, und alle seine Habe in der Nachtmütze trug.« Als Voltaire erschien, war er seit acht Monaten literarischer Korrespondent, oder wie Voltaire sich ausdrückt, »Poetenjunge des Königs«. Der König hatte schon früher, um Voltaire den Aufenthalt in Frankreich zu verleiden und ihn zur Uebersiedelung nach Preußen förmlich zu zwingen, durch den Grafen Rothenburg Spottverse des Dichters auf dessen alten Feind l'anc. évêque de Mirepoix oder l'ane de Mirepoix, wie Voltaire mit wohlfeilem Witze die Formel deutete, dem Bischofe durch dritte Hand zukommen lassen. Voltaire kam jedoch nicht. Nun gerieth der König auf den Gedanken, einen anderen Dichter, als ihn, zu loben, und siehe da — Voltaire kam. In den artigen Versen, welche Friedrich an d'Arnaud gerichtet, hatte er dessen Talent mit der aufgehenden Sonne und Voltaire's mit der untergehenden verglichen. Voltaire war gegen Arnaud piquirt wegen dieser Schmeicheleien, Arnaud war es gegen Voltaire, wegen der Auszeichnungen des Königs. d'Arnaud war ein eitler Geselle und sein Talent zu klein, als daß es die Anerkennung eines großen hätte ertragen können, um so weniger, je größeren Dank es diesem schuldig war. Voltaire behauptete, er habe sich mit seinen Tod-

feinden in Paris verbunden und stellte zuletzt dem Könige die Alternative: Majestät, er oder ich. Friedrich wägte ab, er hatte sich über Arnaud zwar nicht zu beklagen, aber Voltaire war ihm von größerer auch praktischer Bedeutung als d'Arnaud; also mußte dieser das Opfer sein. Arnaud war der Anfang vom Ende. Voltaire schien selbst so etwas gefühlt zu haben, wenn er an seine Nichte schreibt: »Mein Triumph betrübt mich.« Aber seine kalte Leidenschaftlichkeit gestattete ihm nicht, stehen zu bleiben und an seine Stirne zu fassen. Er fühlte sich so sicher in der Gunst des Königs.

Von Voltaire.

Potsdam, den 9. December (1750).

Madame!

Große Leidenschaften gehen sehr weit, und so würde ich die Ehre gehabt haben, der würdigen Schwester eines Helden nach Baireuth zu folgen, wenn nicht die Annehmlichkeit, in der Nähe dieses Helden zu leben, mich noch zu seinen Füßen zurückgehalten hätte. Ew. Königliche Hoheit wissen, daß ich am 15. December nach Frankreich abreisen sollte. Kann man aber ein anderes Vaterland, als das Friedrich's des Großen haben? Es bleibt nur allein der Kummer, daß Ew. Königliche Hoheit dasselbe verlassen haben; doch vermögen die Nachrichten über Ihr Wohlsein einigen Trost zu gewähren. Ihr Gesundheitszustand soll sich gebessert, und Sie die Mühen der Reise glücklich überstanden haben

Gelangen Ew. Königliche Hoheit dahin, einen Körper würdig Ihrer Seele zu haben und eine Gesundheit, die Ihrer Schönheit gleicht, was hätten Sie in dieser Welt dann noch zu wünschen!

Vielleicht fühlen Sie das Bedürfniß, neue Menschen zu beglücken, indem Sie in Ihre Nähe einige Leute mit geselligen Talenten ziehen, die würdig sind, den Anblick Ihrer Person zu haben und den Ton Ihrer Stimme zu vernehmen. Da ich nicht so bald nach Paris gehen kann, so habe ich meine Nichte beauftragt, eine Dame von gesellschaftlicher Stellung zu suchen, die Wittwe ist, Geist, Kenntnisse und die Gabe der Conversation besitzt. Vielleicht wird die Freude, Ihre Befehle zu erfüllen, sie dasjenige, was Ew. Königliche Hoheit bedürfen, finden lassen. Ich wenigstens verbürge mich Ihnen dafür, Madame, daß meine Nichte zu diesem Zwecke Alles aufbieten wird, damit Ew. Königliche Hoheit aus ihrer Hand die Persönlichkeit, welche sie in Vorschlag bringt, annehmen können. Ich bin fest überzeugt, daß der Marquis von Adhemar, der an Ihrem Hofe bereits bekannt ist, eine den Verhältnissen sehr angemessene Persönlichkeit sein wird.

Mit Kühnheit glaube ich für seine Klugheit, für seinen Geist und seinen Werth einstehen zu können. Seine Durchlaucht der Markgraf wird nach meiner Meinung nie eine bessere Wahl treffen können. Ich sehe Ihren Weisungen entgegen. Jedenfalls bin ich weit sicherer über die gute Acquisition, welche Ihr Hof

machen würde, als ich es über die augenblicklichen Pläne des Marquis von Adhemar bin. Kann man aber Angesichts des Glückes, in die Nähe Ew. Königlichen Hoheit zu kommen, noch einen Zweifel hegen, daß er sich an Ihren Dienst fesseln wollte?

Da ich des Glückes beraubt bin, mein Leben in Ihrer und Ihres Durchlauchtigsten Gemahles Umgebung zuzubringen, so würde ich mich schon in dem bloßen Gefühle, meinen Freund dort zu wissen, glücklich schätzen.

Ohne Zweifel, Madame, haben Sie erfahren, daß d'Arnaud vom Könige der Befehl zugegangen ist, binnen 24 Stunden abzureisen. Er ist jetzt in Dresden, wo er sich der Siege über die Schönheiten des Berliner Hofes rühmt.

Mit der Versicherung tiefsten Respektes bin ich Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigster und gehorsamster Diener

Voltaire.

Des folgenden Tages, am 10. Dezember, erfüllt die Markgräfin ihr gegebenes Versprechen in einem Briefe, der sich mit dem aus Potsdam kreuzt. Körperlich weilt sie in dem Schlosse von Baireuth, geistig jedoch in der Abtei oder in dem Kloster. So wird nämlich abwechselnd in der Confidenzsprache des Friedrichskreises jener auf den Terrassen des Weinberges vor Potsdam sich erhebende, von Atlanten gestützte Pavillon

genannt, über dessen Mittelthüre in metallener Schrift zwei Worte so weit hinaus in die Welt und in die Geschichte glänzen — Sans, Souci! Hier am Ende des linken Flügels — von der berühmten Terrasse aus — war dem Günstling ein Appartement eingerichtet mit reicher Möbelgarnitur, kostbarem Porzellan, einem Toilettentisch, wie ihn die Pompadour nicht schöner und koketter haben konnte; in diesem Zimmer an einem vergoldeten Schreibtische mit blausammetnem Ueberzuge arbeitete Voltaire, wenn der König ihn auf Sanssouci haben wollte; nach Sanssouci, welches eine Viertelstunde Wegs von Potsdam entfernt ist, kam er nur zeitweise; seine gewöhnliche Wohnung war im Stadtschlosse zu Potsdam unter den Zimmern des Königs mit der Aussicht nach dem Lustgarten, dem berühmten Drillplatze der preußischen Armee.

Sanssouci wurde, wie bemerkt, das Kloster oder die Abtei genannt. Der König hieß der Abt oder Prior dieses »halb militärischen, halb literarischen Klosters«, seine Umgebung nannten sich die Mönchbrüder, daher sich auch Voltaire in späteren Briefen Frère Voltaire unterzeichnete; die auswärtigen Gleichgesinnten dagegen Diakone; ihre geistige Gemeinschaft hieß die Kirche, und heilig wurde Alles genannt, was in Rom als gottlos verdammt wurde. Diese Profanirung kirchlicher Einrichtungen, der wir in den folgenden Briefen öfter begegnen werden, lag in der Richtung und in dem Tone der Zeit; sie war die sehr natürliche Reaction

gegen die ausschließliche Herrschaft und den lähmenden Druck, den die kirchliche Autorität bisher auf die Geister ausgeübt hatte. An keinem anderen Orte in der Welt zeigte sich der Zersetzungsprozeß des Alten, das Werde eines Neuen so deutlich und eigenthümlich, als um diese Zeit vor dem siebenjährigen Kriege auf dem Weinberge vor Potsdam.

Von der Markgräfin.

Den 10. December (1750).

Ich habe Ihnen, mein Herr, zu schreiben versprochen, und ich halte Ihnen mein Wort. Unser Briefwechsel wird hoffentlich nicht so mager werden, als unsere Persönlichkeiten sind, voraussichtlich werden Sie mir oft Anlaß geben, Ihnen zu antworten. Ich will jetzt nicht von meinem Schmerze sprechen, das hieße ihn ja erneuern. Geistig versetze ich mich stets in Ihre Abtei, und Sie können wohl denken, daß der Abt derselben mich unaufhörlich beschäftigt. Ihrer Befehle habe ich mich beim Markgrafen erledigt. Er beauftragt mich, Sie Seiner Freundschaft zu versichern, und bittet Sie, die Angelegenheit mit dem Marquis von Adhemar zu Ende zu bringen. Er wird ihn sehr gern als Kammerherrn in seine Dienste nehmen unter Bedingungen, mit denen der Marquis wohl zufrieden sein kann. Obwohl Ihre Empfehlung bei dem Markgrafen hinreicht, so wäre es doch zur eigenen Annehmlichkeit nothwendig, daß er sich

eine solche von Herrn von Puissieux oder vou Herrn d'Argenson zum Vorzeigen am Hofe verschaffen könnte. Außerordentlich würde ich Ihnen verpflichtet sein, wenn Sie ihn bestimmen könnten, recht bald hierher zu kommen; denn wir haben eine Hilfe zur Ausfüllung der Lücken unserer Conversation sehr nöthig. Unsere Unterhaltung hat viel Aehnlichkeit mit der chinesischen Musik, die auch lange Pausen hat, Pausen, die mit Verstimmungen enden. Ich fürchte, daß solche in meinem Briefe bemerkbar werden; desto besser für Sie, mein Herr, es muß im Leben Augenblicke der Langweile geben, damit man diejenigen des Vergnügens um so höher schätzen lernt.

So werden, wenn Sie diesen Brief gelesen, Ihnen die Soupers viel angenehmer erscheinen. Denken Sie bei denselben bisweilen an mich, ich bitte Sie darum, und seien Sie von meiner vollkommenen Hochachtung überzeugt.

Wilhelmine.

Dem nächsten Briefe der Markgräfin, dem dritten der hier folgenden, findet sich bei der Stelle: »Ich habe Ihre trostreiche Epistel erhalten« von dem Herausgeber der gedruckten Correspondenz Voltaires die Bemerkung beigefügt: »Dieser Brief ist uns unbekannt.« Hier folgt derselbe, einer der graziösesten von allen.

Von Voltaire.

(December 1750.)

Madame!

Ew. Königliche Hoheit haben sehr Recht, man muß sich die Zeit angenehm vertreiben; die Fürsten, wie die Mönche, haben in dieser Welt ja nur ihr Leben. Nicht Regimenter machen glücklich, sondern die Annehmlichkeit, mit der man die vierundzwanzig Stunden des Tages hinbringt, und das ist viel schwerer, als man glaubt. Der Großtürke langweilt sich in Konstantinopel, und dieses ist doch eine schöne Stadt; die Lage von Baireuth ist zwar nicht so lachend, aber Geist und Grazie verklären Alles. Was würden Sie, Madame, um ein mal recht derb zu reden, mit Ihrem Geiste, mit Ihrer Liebenswürdigkeit und Anmuth thun, wenn Sie nicht ein Halbdutzend verdienstvoller Leute hätten, die Ihre Bedeutung fühlen und erkennen? Es wäre ein sehr vernünftiger Gedanke, in Ihrem Concert einige Stimmen mehr anzubringen. Ich habe noch zweimal an den Marquis von Adhemar geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten; er muß von irgend einer Armida bezaubert sein. Ich habe an meine Nichte einen fulminanten Brief geschrieben, sie soll von ihrer Autorität Gebrauch machen und Adhemar wieder entzaubern, um ihn bezauberter als je Ihnen zuzuschicken. Sie müßten jedoch, Madame, zwei Adhemars, zwei Graffignys, überhaupt Hilfstruppen für Ihre gute Unterhaltung haben. Hätte ich selbst nach Paris gehen können, so

schwöre ich bei meiner aufrichtigen Anhänglichkeit an Eure Königliche Hoheit, daß ich geistige Rekruten mitgebracht hätte, nicht etwa Gelbschnäbel, auch nicht flache Verseschmiede, sondern gute Gesellschaft und Leute, die würdig wären, ihre Huldigungen Eurer Königlichen Hoheit darzubringen. Ach, Madame, es gehen mir manchmal Romane durch den Kopf. Ich sage mir, warum konnte ich nicht während der Monate November, December und Januar, wo der König genug Leute um sich hat, mich auf den Weg machen und der erhabenen Schwester meine Ehrfurcht bezeugen? Ich käme von Ost nach Baireuth, meine Nichte käme von West und dann Opern, neue Tragödien — verlohnte sich das nicht viel mehr der Mühe, als nach Italien zu gehen? Ihnen, Madame, würde ich den Vorzug geben vor St. Peter in Rom, den Katakomben und dem Papste. Wäre das so unmöglich auszuführen?

Ich bringe mein Leben kümmerlich dahin. Tag und Nacht arbeite ich an Siècle de Louis XIV. Ich entwerfe ein großes Gemälde der Umwälzung des menschlichen Geistes in diesem Jahrhunderte, wo man zu denken angefangen hat von den Alpen bis zu den Karpaten. Vielleicht möchte es Eure Königliche Hoheit in Ihren Mußestunden angenehm unterhalten; aber ich will meinen Baireuther Roman aus meinem Kopfe vertreiben. Es ist zu traurig, von einem Schatze zu träumen und mit leeren Händen zu erwachen. Alles dies schreibe ich unter den Wirbeln der Tambours, dem Schmettern von

Trompeten und unter dem Lärme von tausend Kolbenschlägen, welche meine friedliebenden Ohren fast taub machen. Das ist recht groß für Friedrich den Großen, er braucht Vormittags Armeen und Nachmittags Apollo. Er hat Alles; er formirt Carrés von Bataillonen und von Perioden. Im Uebrigen lebt jeder Mönch friedlich in seiner Zelle. Graf Rothenburg ist immer krank, Maupertuis auch, Frère Pöllnitz ein wenig traurig, ich bin immer kränklich, immer thätig, und spüre immer in mir die Lust, Eurer Königlichen Hoheit meine Huldigungen darbringen zu können.

Wird es wohl mit allem schuldigen Respekt erlaubt sein, Herrn von Montperny nicht zu vergessen? Das Papier ist zu Ende, kein Plätzchen mehr zum Ausdruck meiner tiefsten Ehrfurcht. Was thuts!

Voltaire.

Wir werden dem Namen des Marquis von Montperny in der Fortsetzung dieser Briefe noch öfter begegnen. Der Marquis war Franzose von Geburt, Oberhofmeister der Markgräfin, Intendant der Schauspiele und der Bauten in Baireuth, und von dem markgräflichen Ehepaare, auch von Friedrich dem Großen, wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften, sehr hoch geschätzt. In seinem Hause fand auch die Markgräfin eine Zuflucht, als die Flammen, am 26. Januar 1753 Abends, fast den größten Theil des Baireuther Schlosses in Asche gelegt, und man die kranke, im Bette liegende

Frau, über die brennenden Trümmer hinwegtragen mußte. Montperny war bei der letzten Anwesenheit seiner Gebieterin in Berlin in deren Gefolge. Hier scheint auch Voltaire seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Längst jedoch wäre der Name des Marquis, der ja nur ein biederer, treuer Mensch und kein Genie oder sonst so etwas war, vergessen, wenn er nicht durch einen allerdings sehr komischen Vorfall, den wir hier wohl nicht gut mittheilen können, über den aber Verse, angeblich von Voltaire, an den europäischen Höfen coursirten, der Nachwelt aufbehalten worden wäre.

Eine Koketterie des Dichters war es, über seine eigene Häßlichkeit zu spotten. In dieser Beziehung pflegte er sich mit dem Inspektor des Oekonomiewesens der Oper in Berlin, mit Angelo Cori, zu vergleichen. Dieser Italiener war der häßlichste Mensch in Berlin und darum spottweise Engel Cori genannt. Hofrath L. Schneider giebt in seiner vortrefflichen Geschichte der Berliner Oper ein Bild des Genannten; nach demselben blieb Voltaire allerdings noch eine Genugthuung, es gab wenigstens noch einen Menschen, der häßlicher war als er. Auch in dem nächsten Briefe deutet er diese Brüderschaft der Häßlichkeit an. Die Markgräfin ist daran, Voltaires Semiramis in eine Oper umzuwandeln; sie macht die Musik und Cori den italienischen Text. Derselbe lag Voltaire zur Durchsicht vor, obwohl demselben das ganze Unternehmen sehr ungelegen kam. Die Oper mußte, wenn seiner Tragödie auch nicht Ab-

bruch thun, doch das Interesse an derselben spalten, obgleich dieselbe dem Berliner Publikum wenig behagt zu haben scheint. Geist wohl, aber Geister wurden auf der Bühne von demselben nie besonders goutirt; die Sandflächen der Mark sind kein günstiger Boden für die Befruchtung der Volksphantasie. Zaïre, welche der Dichter unbegreiflicherweise für eine einzige Scene aus »Rome sauvée« hingeben wollte, hatte sich dagegen eines größeren Erfolges zu erfreuen. Das Stück wurde von der kleinen Truppe des Prinzen Heinrich gespielt, nämlich von den Prinzen August Wilhelm und Heinrich, von der Prinzessin Amalie, welche die Titelrolle, und Voltaire, welcher »den guten Lusignan« spielte, wahrscheinlich in den Diamanten, um welche er mit dem Israeliten Hirsch in Prozeß kam. Auch Mylady Tyrconnel, die Gemahlin des französischen Gesandten in Berlin, hatte sich mit der Rolle der Andromache anständig abgefunden, am Meisten jedoch war Mylord Tyrconnel, der große, dicke, feiste Irländer, in seinem Elemente; seine Rolle war bei Tafel zu sein. Das künstlerische Ereigniß des Carnevals war die Oper Phaëthon. Graun hatte sie componirt und dirigirte sie im rothen Mantel und weißer Perrücke am Clavier sitzend; sie versetzte um diese Zeit Hof und Stadt in Entzücken, nicht so durch die Musik und durch die Leistungen der ausführenden Künstler, als durch die Ausstattung, die Alles übertraf, was man bisher in Berlin gesehen hatte. Da war namentlich der Tempel des Sonnengottes, dessen Säulen, aus Glas

gegossen, mit Tausenden von Lampen erhellt, den großartigsten Effekt machten.

Von Voltaire.

Berlin, den 19. December 1750.

Madame!

Die Befehle Eurer Königlichen Hoheit haben sich mit meinen Huldigungen gekreuzt, und in demselben Augenblicke, in welchem Sie die Gnade hatten, mir zu schreiben, hatte auch ich die Ehre, Sie meiner Ehrfurcht zu versichern. Ich hatte für den Marquis von Adhemar und Spada, viel mehr für Ew. Königliche Hoheit gewünscht, daß er an Ihrem Hofe wäre. Gestatten Sie mir, Madame, die Ehre, Ihnen sagen zu dürfen, daß es sehr schwer ist, ihm den Vorschlag wegen der Empfehlungsbriefe zu machen; das hieße ihn in eine Reihe mit Leuten stellen, die von unbekannter Herkunft solcher zu ihrer Präsentation bedürfen. Er ist der Sohn des Oberhofmarschalls des Königs Stanislaus, und es hat nur von ihm abgehangen, an dem Hofe zu Luneville die Stelle eines Kammerherrn einzunehmen, mit allen den Annehmlichkeiten, welche seine Geburt und sein persönlicher Werth verschaffen können. Nur die Kriegslust hat ihn davon abgebracht; er ist einer der besten Officiere, welche der König von Frankreich hat, er war Cavallerie-Capitain. Man hat ihm ein Regiment versprochen, aber nicht Wort gehalten. Darauf sollte er als Gesandter

des Königs nach Brüssel gehen, aber auch diese Zusage hat man vergessen. So stehen nun die Sachen. Ich habe nun geglaubt, daß der Kummer, unthätig zu sein, und Alles das, was er von Ew. Königlichen Hoheit hat rühmen hören, ihn bestimmen könnte, an Ihrem Hofe eine Stelle einzunehmen. Meine nächste Bitte an Ew. Königliche Hoheit geht dahin, mir gnädigst zu gestatten, daß ich mit dem Marquis von Adhemar darüber nur dann spreche, wenn Sie über ihn nähere Nachrichten erhalten haben werden. Sehr leicht wäre es, den Gesandten des Königs in Paris mit Einziehung derselben zu beauftragen. Außerdem könnten Sie, Madame, dem Königlichen Kammerherrn Herrn von Hamon, welcher wegen eines Handelsvertrages nach Frankreich geht, die Weisung zugehen lassen, Ihnen über den Marquis von Adhemar Bericht zu erstatten, nöthigenfalls auch über ihn mit den von Ihnen vorgeschlagenen Ministern zu sprechen, wobei man jedoch nicht merken lassen dürfte, daß der Marquis Frankreich verlassen will; man würde gleich vermuthen, daß ich bei dieser Entführung die Hand im Spiele habe. Es werden mir ohnehin Vorwürfe gemacht, daß ich mein Vaterland verlassen habe; man würde mir noch mehr machen, darüber, daß ich auch Andere zur Desertion veranlasse.

Ueberhaupt möchte ich Ew. Königliche Hoheit unterthänigst bitten, den Marquis von Adhemar noch nicht wie eine feste Zusage zu betrachten, ich habe ihn Ew. Königlichen Hoheit nur in Aussicht gestellt und werde dafür

das Unmögliche thun. Hier ist eine Gelegenheit, wo ich Ew. Königlichen Hoheit einen thatsächlichen Beweis meines Eifers geben kann; denn ich bin überzeugt, daß Herr von Adhemar ein Mensch voll wahrer Anhänglichkeit ist und nicht fähig wäre, einen liebenswürdigen Hof anderer leidiger Vortheile wegen zu verlassen. Ich erwarte darüber die Befehle Ew. Königlichen Hoheiten. Bis zum Frühjahre werde ich noch hier in der Abtei, wohin man Sie alle Tage zurückwünscht, verbleiben. Ich bin immer Mönch, in Berlin wie in Potsdam, ich kenne nur meine Zelle und den ehrwürdigen Vater Abt, bei dem ich leben und sterben will, und der mein alleiniger Tröster ist dafür, daß ich nicht in der Nähe Ew. Königlichen Hoheit leben kann. Ihre und seine Abtei sind die einzigen, wo eine Seele, wie die meinige, ihr Heil finden kann. Ich habe die Messe der heiligen Semiramis, von Bruder Cori, Kapellan der Oper, in Verse oder etwas dergleichen gebracht, durchgesehen. Man findet in Bruder Cori's Poesie doch Funken des göttlichen Feuers, welches die erhabene Wilhelmine beseelt. Gestern gab man hier Phaëthon, und um die Feuersbrunst, welche dieser Tollkühne angefacht hatte, drastischer zu vergegenwärtigen, mußten Dekorationen Feuer fangen. Der König war ein wenig unpäßlich und sah die Oper nicht. Die kleine Truppe Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich wird nächstens Zaïre aufführen. Ach, während man sich hier vergnügt, rafft die Seuche Rinder und Schafe hinweg, in England

grassirt die Pest unter den Pferden und in Polen an den Grenzen der Wallachei unter den Menschen. Leben Sie froh und heiter, Madame, haben Sie Acht auf Ihre so kostbare Gesundheit und bewahren Sie mir gnädigst mit Ihrer Huld auch die Seiner Durchlaucht des Markgrafen. Ihre Befehle habe ich erfüllt und wiederhole nur noch Euren Königlichen Hoheiten die Versicherung meines tiefsten Respectes.

Bruder

Voltaire.

Wilhelmine ist in diesen Tagen in wahrhaftiger Weihnachtsstimmung. Am 31. December 1750 schreibt der König an seine Schwester: »Dich so außerordentlich wohl und in so guter Laune zu wissen, wenigstens scheint es mir nach Deinem Briefe so, das allein kann mich für Deine Abwesenheit trösten.« So heiter, launig, lebenslustig, übermüthig und nebenbei auch ein klein wenig boshaft, wie es Menschen an ihren guten Tagen zu sein pflegen, haben wir sie noch nicht gesehen.

Wir hören aus den folgenden Zeilen ihre Neckereien, ihr Lachen, wir sehen um den kleinen Mund die kleinen Kobolde des Scherzes spielen. Ach, wenn der Königliche Hofprediger und Kirchenrath, Johann Arnold Noltenius, vor dem einst die Prinzessin Wilhelmine ihr Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, wenn der eifrige Zionswächter hörte, wie sein Beichtkind anstatt des heiligen Johannes, der seine zweite Epistel an die auserwählte Frau ge-

richtet hat, den heiligen Paulus citirt! Ein derartiger Bibelschnitzer wäre am Ende sehr verzeihlich; aber die Epistel eines heiligen Apostels mit der eines französischen Comödienschreibers auf eine Stufe zu stellen und die Wunder des heiligen Geistes auf die Kurprinzessin von Sachsen anzuwenden, die endlich zu aller Welt Staunen, — ein Grund muß wohl dazu dagewesen sein —, eines Thronerben, des späteren Friedrich Augusts III., genas — guter August Hermann Franke, wo sind die Früchte deiner Betstunden!

Wie aber stehts mit ihrem Christenthume? höre ich unsere Leser ernstlich fragen, und eine solche Frage ist an dieser Stelle auch sehr natürlich.

Das Königliche Haus der Hohenzollern gehörte damals jener Abzweigung des Protestantismus an, welcher ein kalter Fanatiker, Calvin, seinen Namen gegeben hatte, und dessen Dogma nicht weniger starr, als das katholische, auch noch der anziehenden Form des letztern entbehrte. Der Teufel war in dem damaligen Kirchenglauben noch sehr im Gange. »Kein Teufel — kein Gott« war die Glaubensfolgerung; jeder der nicht an den ersteren glaubte, wurde als abtrünnig auch von dem letzteren betrachtet. Darnach war die Markgräfin allerdings eine Atheistin in des Wortes vollster Bedeutung, d. h. abgesagt allem äußeren Zwange und Gebote im Bereiche des Glaubens, zugewandt der Quelle des Lichts und der Fülle der Liebe, die aus der Lehre Christi entströmen. Auch die Philosophie ihres Meisters

Descartes ging von Gott aus und führte zu Gott zurück. »Ich beklage ihre Verblendung,« schreibt sie später an Voltaire, »daß Sie nur an Gott glauben und Christus läugnen.« Kann eine wahre Christin eine vollgiltigeres Glaubensbekenntniß ablegen? Wie aber mit Voltaire? Wir können wohl begreifen, wie die aller Vernunft und Liebe Hohn sprechenden Ausschreitungen, zu denen die Lehre des Erlösers seit Jahrhunderten Anlaß gegeben, in ihm die Zweifel an dieser selbst erwecken und nähren konnten, daß er zuletzt dahin gelangte, einen Heiland zu läugnen vielleicht aus lauter Sehnsucht, einen zu finden. Hier vor dem Kreuze schieden sich die Wege Beider. Bei der Markgräfin und ihrem Bruder lag der christliche Fond im Blute, in der Familie; ihre selbstständigen freiheitsdurstigen Geister jedoch sträubten sich von Jugend auf gegen jedes äußere Commando über ihr religiöses Denken und Fühlen. Dieses verlangte vom Christenthum eine lebendige Kraft des Geistes und Gemüthes und fand leider nur eine fertige Formel und ein starres Bekenntniß vor. Kann es daher Wunder nehmen, wenn die jugendlichen Gemüther mit dem rauhen Gefäße auch den köstlichen Inhalt von sich wiesen, wenn sie gleichgiltig wurden oder gar zu zweifeln oder zu negiren anfingen? Bei Friedrich blieb dieser Fond für immer verschüttet; der Mann suchte sich einen Ersatz in der That; bei ihr, dem Weibe jedoch, wandelte sich das trockne Dogma aus der Noth und dem Leid, den Erfahrungen des Lebens heraus

zur lebendigen Ueberzeugung, zu einem Bedürfniß des Gemüths, zu einer Frucht des Lebens. Der Glaube an Christus war ihr Licht — Liebe — Friede. Daher ihr tiefgewurzelter Haß gegen alles unchristliche Gebaren, den hochmüthigen Zelotismus, die fanatische Verfolgungssucht, den krassen Aberglauben, im Ganzen gegen den finstern Geistesbann, der auf der seufzenden Menschheit lastete.

Lassen wir uns durch ein hie und da auftauchendes spöttisches Wort nicht irre leiten; das war eine ihr eigenthümliche Ausdrucksform, Gesellschaftston, etwas Aeußerliches, welches nicht den Inhalt der heiligen Wahrheiten in ihr berührte, halten wir uns einzig an ihr Wort: »Ich beklage ihre Verblendung, daß Sie nur an Gott glauben und Christus läugnen.«

Von der Markgräfin.

Den 25. December (1750).

Schwester Wilhelmine bietet Bruder Voltaire ihren Gruß. Dieser Anfang mag Ihnen beweisen, daß ich mich immer noch unter die glücklichen Bewohner Ihrer Abtei rechne, obwohl ich nicht mehr dort bin; ich hoffe jedoch sehr stark, daß, wenn mir Gott ein frohes und langes Leben giebt, ich eines Tages dahin zurückkehren und dort meinen Platz wieder einnehmen werde. Ihre tröstliche Epistel habe ich erhalten; ich schwöre Ihnen den großen Schwur, daß sie mich bei weitem mehr erbaut

hat, als die des Apostels Paulus an die »auserwählte Frau.« Diese verursachte mir immer ein einschläferndes Gefühl, wie es das Opium erzeugt, und brachte mich so um den Genuß ihrer Schönheiten; die Ihrige dagegen hatte gerade die entgegengesetzte Wirkung, sie hat mich aus meiner Abspannung gerissen und meine Lebensgeister wieder in Bewegung gebracht.

Wenn Sie schon Ihre Pariser Reise aufgegeben haben, so hoffe ich doch, daß Sie Wort halten und mich hier besuchen werden. Apollo pflog einst ja auch Umgang mit den Sterblichen und hielt es, um sie zu belehren, nicht unter seiner Würde, ein Hirt zu werden. Machen Sie es ebenso, mein Herr, Sie können keinem besseren Vorbilde folgen.

Was sagen Sie von der Ankunft des Messias in Dresden? Werden Sie demnach die Wunder auch künftig in Zweifel ziehen können? Wenn ich Kurprinz von Sachsen gewesen wäre, so hätte ich alle Ehre dem heiligen Geiste überlassen; aber er denkt wie Kaiser Karl VI.

Als nämlich die Kaiserin des Erzherzoges genas, rief man aus, daß man dies dem heiligen Nepomuck zu verdanken habe. »Gott behüte mich davor«, sagte der Kaiser, »ich würde dann ja zum Hahnrei werden«. Aber lassen wir den heiligen Geist und den Messias. Obwohl er jetzt geboren ist, so würde ich doch nicht an ihn gedacht haben ohne die wunderbare Begebenheit, die sich in Sachsen mit ihm zugetragen hat. Ich denke

lieber an die schönen Geister von Potsdam, seinen Abbé und an seine Mönche, gedenken auch Sie manchmal dafür der Abwesenden und rechnen Sie stets auf mich, wie auf eine wahrhafte Freundin.

Wilhelmine.

Die Markgräfin hat mit diesen Zeilen nur den vorletzten Brief des Dichters (December 1750) beantwortet; denjenigen vom 19. December scheint sie am 25sten noch nicht in Händen gehabt zu haben. Auf diesen antwortete sie flüchtig, wie folgt:

Von der Markgräfin.

Den 3. Januar 1751.

Ich habe nur einen Augenblick Zeit, und diesen benutze ich, um Ihnen mitzutheilen, mein Herr, daß der Herzog von Württemberg die Absicht hat, den Marquis von Adhemar in seine Dienste zu nehmen; er hat seine Bekanntschaft in Paris gemacht, und durch einen Herrn vom Gefolge des Herzogs habe ich erfahren, daß der Marquis von Adhemar entschlossen war, hieher zu uns zu kommen. Ich bitte Sie, daß Sie ihm Nachricht geben und ihn bestimmen möchten, sich recht bald an unsern Hof zu begeben. Ich wünsche Ihnen für das kommende Jahr vollkommene Gesundheit. Das ist das Einzige, um uns glücklich zu machen. Wir spielen hier Komödie, wie Sie es in Berlin thun. Adieu, ich muß Sie verlassen, um nochmals meine Rolle durchzugehen.

Seien Sie von meiner vollkommenen Hochachtung überzeugt.

Wilhelmine.

Von Voltaire.

Berlin, den 6. Januar 1751.

Madame!

Bruder Voltaire hat nur seine Zelle verändert. Wie in Potsdam, so ist er auch in Berlin sehr zurückgezogen und denkt nur an Ew. Königliche Hoheit. Jedoch verspricht er Ihnen, Madame, so weit man einem Mönche überhaupt glauben darf, daß er kommen und Sie in Ihrer wunderschönen Abtei um Ihren Segen bitten wird, aber erst bei seiner Rückkehr aus der großen Stadt Paris; denn endlich muß er dennoch dorthin gehen, wäre es auch nur, um in seine materiellen Angelegenheiten, welche er zu lange zu Gunsten der geistigen des verehrungswürdigen Vater Abts vernachlässigt hatte, Ordnung zu bringen. Sehr erstaunt bin ich, daß Ew. Hochehrwürden anstatt eines Briefes von mir Unwürdigem nicht zwei erhalten haben. Ich versichere Sie, daß ich Ihnen aus der Priorei von Potsdam zweimal zu schreiben die Ehre hatte. Der Segen des Himmels scheint den Verkehr von so entarteten Mönchen, wie wir es sind, nicht eben begünstigen zu wollen. Ew. Hochehrwürden machen über das letzte Wunder sehr salbungsvolle Betrachtungen. Sie wissen, wie noth-

wendig manchmal die Wunder sind. Einstmals brauchten wir in Frankreich eine Jungfrau, sonst haben wir oft grade das Gegentheil bedurft. O signore, signore, figliuoli in ogni modo. Die Liebe war der heilige Geist des Alterthums, und dieser heilige Geist durchdrang alle Verhältnisse. Heutzutage sind es Mönche und Heilige. Unsere Mythologie ist zum Erbarmen, es giebt nichts so Plattes, als was man den Katholicismus nennt.

Kommen wir jedoch zu den Befehlen, welche Ew. Königliche Hoheit mir für den Marquis von Adhemar gegeben haben. Ich habe ihm geschrieben und werde die Ehre haben, Sie von seiner Antwort in Kenntniß zu setzen. Ich bin überzeugt, daß er das Glück, in Ihren Hof einzutreten, wohl zu schätzen wissen wird. Sein Wesen ist dem Ihrigen verwandt, und ich wage zu behaupten, daß er für Seine Durchlaucht den Markgrafen und für Sie, Madame, wie gemacht ist. Herr von Montperny wird an ihm eine sehr angenehme Gesellschaft finden, außerdem hat er viel Geschmack und macht artige Verse. Dabei ist er der ehrenhafteste Mensch von der Welt. Traurig ist die Verpflichtung, mit einem Menschen solchen Charakters von Plunder, wie Besoldung und Geld, reden zu müssen. Man beschmutzt nur das Papier, will man Ew. Königliche Hoheit mit diesen Erbärmlichkeiten, welche Schwester Wilhelmine so sehr verachtet, langweilen; aber leider ist solcher Plunder in dieser Welt so unbedingt noth-

wendig, und ein König kann ohne Geld so wenig etwas machen, wie der Kohlenbrenner. In meinem letzten Briefe an den Marquis von Adhemar habe ich über diese Dinge gesprochen, und vielleicht werden mich Ew. Königliche Hoheiten mit meinen Vorschlägen nicht im Stiche lassen. So habe ich denn geschrieben, daß nach meiner Meinung und nach dem ersten Ueberschlage er wohl 1500 Thaler bedürfen möchte. Wie mir scheint beläuft sich die Besoldung des Herrn von Montperny nicht darüber; es darf auch nicht der Eifersucht Raum gegeben werden, selbst nicht unter Leuten, die nicht eifersüchtig sein können. Indem ich 1500 Thaler vorschlug, habe ich Ihre Börse geschont und zugleich Ihrer Großmuth Gewalt angethan. Allenfalls könnten nur Sie, Madame, und Seine Durchlaucht der Markgraf mir zürnen, und zwar darüber, daß ich eine so geringe Offerte gemacht habe. Mein Freund Herr von Adhemar wird es aber nicht thun. Mit einem Worte, er kann an keinem anständigeren Hofe leben, und dieser Hof hinwiederum kann keine bessere Acquisition machen. Ich möchte, daß er mit meiner Nichte und mit mir abreisen könnte — aber, o anbetungswürdige Aebtissin, wären wir drei zusammen einmal in Ihrem Kloster, so würden wir dasselbe nimmermehr verlassen wollen. Bruder La Metrie wäre von der ehrenvollen und liebenswürdigen Erwähnung, mit der Sie die Gnade hatten, Sich seiner zu erinnern, fast verrückt geworden. Alle Uebrigen küssen den Saum Ihres geweihten Gewandes.

Ich weiß nicht, ob Herr von Montperny Nachrichten hat von einem kleinen, närrischen Schauspieler, welchen ich ihm zur Vervollständigung Ihrer Truppe verschafft hatte. Wohl wissen möchte ich, wie man es anstellen müßte, um sich bei diesen Zeilen in das Gedächtniß des Herrn von Montperny zurückzurufen. Unmöglich kann man doch in einem Briefe an Eure Königliche Hoheit sich diese Freiheit erlauben. Ich lege mich Eurer Königlichen Hoheit und Seiner Durchlaucht zu Füßen. Gestern spielten wir Zaïre. Seine Königliche Hoheit der Prinz Heinrich übertrifft sich selbst, der Prinz von Preußen sprach sehr klar und deutlich; Prinz Ferdinand bestrebte sich, seiner Stimme einen milderen Ton zu geben; die Prinzessin Amalie war voll zärtlicher Hingebung an ihre Aufgabe, und die Königin-Mutter war entzückt. Aber Baireuth — Baireuth! Wann werde ich so glücklich sein, Ihre Feste zu sehen, überhaupt zu bewundern, meiner Verehrung Ausdruck zu geben und mit den schüchternen Empfindungen meines Herzens der erhabenen Fürstin näher zu sein, der ich meine tiefste Achtung darbringe — leider aus zu großer Ferne!

V.

Von der Markgräfin.

Den 23. Januar (1751).

Ich muß mich in meinem letzten Briefe sehr schlecht ausgedrückt haben, da Sie mich mißverstanden haben.

Vielleicht war ich in diesem Augenblicke vom heiligen Geiste inspirirt, und da Sie kein Apostel sind, so haben Sie das, was ich für sehr klar hielt, sehr dunkel gefunden. Ich will mich jetzt deutlicher ausdrücken. Der Herzog von Württemberg hat nur geäußert, daß er die Absicht habe, den Marquis von Adhemar in seinen Dienst zu nehmen. Ich fürchtete, daß er Ihnen zuvorkommen möchte, und habe Sie gebeten, die Sache so zu arrangiren, daß der Marquis die Vorschläge, welche man ihm von Seiten des Herzogs machen wird, zurückweist. Der Markgraf wird Sie in Bezug auf die 1500 Thaler Besoldung, die Sie ihm angeboten haben, nicht im Stiche lassen. Nur um Eines bitte ich Sie, die Angelegenheit zu beschleunigen und Herrn von Adhemar zu bestimmen, daß er sich bald hierher begiebt. Man giebt ihm eine Hofcharge über der des Kammerherrn, und Sie können versichert sein, daß der Markgraf für ihn alle nur erdenklichen Aufmerksamkeiten haben wird. Ich glaube, daß Ihr Aufenthalt in Deutschland in allen Herzen eine Art Wuth, Verse zu deklamiren, erzeugt. Der Württemberger Hof kommt eigens zu uns zurück, um mit uns Comödie zu spielen. Uriot, der sonst ein ganz kluger Mensch ist, hatte uns, nach meiner Meinung, das schrecklichste Stück gewählt, das je in Versen geschrieben worden ist. Wie die Gedanken der Menschen dieser Welt doch auseinandergehen! Sie schließen in den Tragödien, welche Sie in Potsdam spielen, die Frauen aus, und wir möchten, wenn wir einen Voltaire

hätten, aus denen, welche wir hier spielen, die Männer streichen. Gäbe es denn kein Mittel, daß Sie uns eines Ihrer Stücke anpassen und darin die zwei Hauptrollen den Frauen zutheilen könnten? Der Herzog und meine Tochter spielen ganz artig; aber das ist Alles. Der arme Montperny ist zu angegriffen, um eine große Rolle zu übernehmen, und die Uebrigen würden Ihre Stücke nur verstümmeln. Ich habe Semiramis nicht vorzuschlagen gewagt, da die Herzogin-Mutter dieses Stück in Stuttgart zur Aufführung gebracht hat.

In den jüngsten Tagen habe ich eine eigenthümliche Persönlichkeit gesehen. Es ist ein Referendair des Papstes, Prälat, Domherr von Santa Maria, und dessenungeachtet ein verständiger Mensch, ein erbitterter Gegner der Mönche, entfernt von jedem Vorurtheil und nur von Duldsamkeit sprechend.

Ihr kleiner Schauspieler ist hier angekommen. Da ich die ganze Zeit sehr in Anspruch genommen war, so habe ich ihn noch nicht gesehen; aber man sagt mir von ihm viel Gutes.

Besuchen Sie uns recht bald in unserem Kloster, das ist Alles, was wir wünschen. Der Markgraf läßt Ihnen viel Freundliches sagen. Grüßen Sie alle Brüder, welche sich noch meiner erinnern, und seien Sie überzeugt, daß die Aebtissin von Baireuth Nichts so sehr wünscht, als Bruder Voltaire von ihrer vollkommenen Hochachtung zu überzeugen.

Wilhelmine.

Ein großes Talent bewährt sich überall; Voltaire wäre ein eben so großer Banquier geworden, als er ein großer Schriftsteller war. Er hätte ein glänzendes Geschäft gemacht, wenn seine Operation mit den sächsischen Steuerscheinen geglückt wäre. Was heutzutage als eine sehr geschickte Spekulation sich die vollste Bewunderung der Börse erworben hätte, ward ihm damals in der Zeit finanzieller Unschuld in Deutschland als ein Vergehen, ein Mißbrauch seiner Stellung angerechnet. Eine der Bedingungen des Dresdener Friedens war es nämlich, daß allen preußischen Unterthanen welche in der sächsischen Steuerkasse Gelder hatten, nicht nur die Zinsen richtig bezahlt, sondern auch die Kapitalien in vollem Betrage und innerhalb eines bestimmten Zeitraums zurückbezahlt werden sollten. Doch sollte kein gewinnsüchtiger Handel mit diesen Papieren getrieben werden. Gegen diese Bestimmung sündigte Voltaire. Er schickte den Israeliten Abraham Hirsch mit Wechseln, wofür ihm Hirsch als Aequivalent Diamanten eingehändigt hatte, nach Leipzig und Dresden, um für seine Rechnung für 30000 Thaler Steuerscheine zu 65 zu kaufen. Während Hirsch auf dem Wege war, hatte ein anderer jüdischer Geschäftsmann, Ephraim, Herrn von Voltaire versprochen, das Geschäft ohne alle Provision abzuschließen, nur sollte ihm der Günstling des Königs seine Protektion bei Hofe zu Theil werden lassen. Letztere kostete diesem kein Geld, höchstens einige Worte — um so besser. Um das Geschäft mit Abraham Hirsch

rückgängig zu machen, sorgte er dafür, daß die Wechsel, welche er diesem mitgegeben hatte, zwei Tage vor dem Verfalltage auf seine Veranlassung von Paris aus protestirt wurden. Abraham Hirsch kam aus Sachsen ohne Steuerscheine zurück, sehr verdrießlich über die protestirten Wechsel, da er durch eine solche Maaßregel in seinem Handelsgewerbe Schaden erlitten haben wollte; er drohte mit einer gerichtlichen Klage. Eine solche hätte jedoch Voltaire wegen der Stipulation des Dresdener Friedens sehr unangenehm werden können, er versprach dem Israeliten daher Vergütung der Protest- und Reisekosten, seiner Mühe und seines Zeitverlustes, indem er ihm von den Diamanten diejenigen, welche er unterdessen im blauen Kreuze des Ordens pour le mérite und bei der Darstellung eines Trauerspiels auf dem Theater in Potsdam getragen, abkaufen wollte. Die Steine waren in Schleifen verschiedener Größe und in Ringe gefaßt. Glänzender hat wohl nie ein dramatischer Dichter seine eigenen Rollen gespielt, als Voltaire mit diesen Diamanten, und wer weiß, ob er auf dieselben nicht stolzer, als auf seine Verse war! Augenscheinlich war ihm daran gelegen, dem Geschäftsmanne über das fatale Steuergeschäft Stillschweigen aufzuerlegen; daher war der Kauf zu Bedingungen abgeschlossen worden, welche dem Verkäufer vortheilhaft waren. Später mochte Voltaire der Kauf wieder gereuen, er zog Geld den Juwelen vor und reichte die Klage gegen Abraham Hirsch ein. Voltaire beschuldigte diesen, ihn betrogen

zu haben; dieser hingegen behauptete, Herr von Voltaire habe in der Handschrift, durch welche das Geschäft abgeschlossen worden, Veränderungen vorgenommen, auch seien die Steine vertauscht worden, genug, die streitigen Punkte sind eigentlich in ihrem ganzen Umfange streng juristisch nicht zum Austrage gekommen. Obwohl der König dem Großkanzler Cocceji den Befehl gegeben hatte, die Sache ohne Rücksicht, nur nach dem Gesetze zu behandeln, so scheint man, wie aus den Akten hervorgeht, von Seite der Richter, und zwar zu Gunsten Voltaire's, doch über Manches hinweggegangen zu sein. Zuletzt kam zwischen den Parteien ein Vergleich zu Stande, bei welchem Voltaire sich eben nicht großer Vortheile erfreuen konnte. Es ging ihm wie Harlekin, dieser zahlte und gab sich auch erst dann zufrieden, nachdem er seine Schläge weg hatte.

Baron Pöllnitz erzählt in den Briefen, welche sich in dem erwähnten Hefte neben denen Voltaire's befanden, daß dieser eines Tages, als der Prozeß noch im Gange war, den Großkanzler besucht habe. Voltaire begann die Conversation, indem er sagte, daß er in der Absicht komme, ihm einige Ausstellungen über das von Sr. Excellenz veröffentlichte Strafgesetzbuch zuzustellen. Es seien in demselben große Ungereimtheiten, vorzüglich was die Wechselsachen anlange. Der Kanzler dankte ihm bestens für seine »Ausstellungen« und versprach ihm auch, für die Zukunft davon Gebrauch machen zu wollen; für den Augenblick aber und bis zur

Entscheidung seines Prozesses müßten die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen in Geltung bleiben.

Wir verbreiteten uns darum über diese Streitsache, weil sie den Lesern in ihrem wahren Sachverhalte, den wir nach den Akten wiedergeben, nicht bekannt sein dürfte, und weil in den folgenden Briefen Voltaire's und der Markgräfin mehrmals davon die Rede ist. Sie führte auch die erste ernstliche Entfremdung zwischen dem Dichter und seinem königlichen Freunde herbei und war in dem Sündenregister, welches später der König vor dem Schriftsteller aufrollte, einer der Hauptpunkte. Weiter war letzterem auch ein Besuch bei Herrn von Groß, dem russischen Gesandten, zur Last gelegt worden. Damit hatte es folgende Bewandniß. Die östreichisch-französisch-russische Allianz, welche sechs Jahre später das Genie des königlichen Hohenzollern in seiner vollen Glorie zu entfalten berufen war, lag schon im Jahre 1750 in der Luft, und Herr von Groß war von der Kaiserin Elisabeth von Rußland nach Berlin gesandt worden, damit er um jeden Preis einen Bruch zwischen den Höfen von Petersburg und Berlin herbeiführe. Wie? das war ganz einerlei. Aber ein Bruch! Woher aber schnell eine solche Gelegenheit nehmen? fragte sich der Gesandte gedankenvoll. — Da plötzlich kam ihm ein Gedanke. Bei einer festlichen Gelegenheit in Charlottenburg wurde das diplomatische Korps gebeten, zum Souper zu bleiben. Das ahnte Herr von Groß mit großer diplomatischer Kombination und ver-

ließ, eine Viertelstunde, bevor der geahnte Hoffourier mit der Einladung an ihn gelangen konnte, die königlichen Appartements. Er war nicht zum Souper gebeten! — Welche unerhörte Beleidigung seiner Souverainin! Er reiste ab — die Beziehungen zwischen beiden Reichen waren abgebrochen — der Krieg zwischen Preußen und Rußland brach sieben Jahre später aus — um eines Soupers willen.

Von Voltaire.

Den 30. Januar (1751).

Madame!

Ew. Königliche Hoheit haben mehr Nebenbuhler, als Sie denken; doch glaube ich, daß der Marquis von Adhemar Ihnen den Vorzug geben wird. Ich schreibe ihm noch, und zwar dringend. Mein ganzes Streben geht dahin, Sie im Frühlinge in Baireuth begrüßen zu können; aber welcher Mensch ist Herr seines Schicksals? Bruder Voltaire thut hier Buße. Er hat einen nichtswürdigen Prozeß mit einem Juden und nach dem alttestamentarischen Gesetze wird er dafür, daß er bestohlen worden ist, auch noch bezahlen müssen. Zudem kommt dabei noch eine hübsche Portion Aerger und Verdruß heraus, und das Ganze, auf vier oder fünf kleine Partien vertheilt, könnte Stoff zu einem Lustspiel geben, und dieses wäre ebenso amüsant, als das Manifest der Czarin, die jetzt Europa zum Zeugen aufruft, daß Herr von Groß nicht zum Souper gebeten war. Es würde

Ew. Königliche Hoheit auf Ihrem Theater in Baireuth gewiß sehr unterhalten. Se. Königliche Hoheit Prinz Heinrich spielte gestern zum Schluß des Carnevals »Sidney«. Das scheint mir gerade so, als wenn man an einem Galatage ein Trauerkleid anlegen wollte. Es ist das ein sehr eigenthümlicher Bühnenstoff für einen 25 jährigen Prinzen. Ebenso gern, wie dieses Stück, würde ich ein Begräbniß sehen, aber der Prinz weiß in Alles, was er vorträgt, und was er thut, so viel Anmuth zu legen, daß ich über die Abneigung, die ich immer gegen dieses Stück empfand, und über die Traurigkeit desselben ganz hinwegkam. Madame, wenn wir in Potsdam ohne Frauen spielen, so schwöre ich Ihnen, daß das unserm Körper sehr nachtheilig ist. Die Mönche bitten Gott um Frauen, aber um des Himmels willen, versuchen Sie es in Baireuth nicht, die Männer auszuschließen. Das Theater ist ein Gemälde des menschlichen Lebens, und in diesem Leben müssen Männer und Frauen beisammen sein; sonst ist es nur ein halbes Leben. Haben Sie Acht auf Ihre Gesundheit, Madame; darin liegt der Kern. Wenn es lediglich auf das Verdienst ankäme, würden Sie Sich besser, als alle Prinzessinnen in dieser Welt befinden. Aber unglücklicher Weise befinden sich bei Ihnen die höchsten Vorzüge in dem schwächsten Körper. Sie sind zu der ängstlichsten Diät verurtheilt, während La Metrie sich täglich zwei Indigestionen ißt und sich darum nur um so wohler befindet. Ew. Königliche Hoheit und Ihr Bruder, der

König, sind von allen Fürstenkindern dieser Erde am besten im Geiste, aber am schlechtesten im Magen bedacht worden. Beides müßte vereinigt sein. Ich armer, kranker Mensch, denke hier noch vier oder sechs Wochen zuzubringen und dann zum Ordnen meiner kleinen Angelegenheiten nach Paris zu reisen. Wie aber könnte man nach Paris auf anderen Wegen als über Baireuth gehen! Mein Herz, das mich allein führt, sagt mir, daß ich diesen Weg wohl wählen muß. Ich lege mich zu den Füßen Eurer Königlichen Hoheit und bringe Ihnen sowohl, als Seiner Durchlaucht, meinen tiefsten Respekt dar.

V.

Eigenthümlich ist es, wie verschieden im Laufe der Zeiten die Urtheile über historische Persönlichkeiten der Vergangenheit sich gestalten. In dieser Beziehung sind die beiden nächsten Briefe sehr interessant. Der Held Voltaire's war »der gute König Heinrich IV.«; für des Dichters Zeit und Nation mußte er es sein, schon aus Opposition gegen die Unduldsamkeit, Indolenz und Schwäche Ludwigs XV.; die Henriade war indirekt ein Spottgedicht auf diesen. Die Begeisterung, die heute noch in Frankreich für den ersten Bourbon aller Orten sich kund giebt, kommt aus der Henriade, und einen geschickteren Reclamisten als Voltaire hätte Heinrich IV., dem wir seine großen Verdienste keineswegs streitig machen wollen, nicht finden können. Die klare und

scharfe märkische Anschauungsweise der Markgräfin jedoch ließ sich keinen Sand in die Augen streuen; vor ihrem objektiven historischen Blicke verschwand die Bedeutung dieses Königs ganz gewaltig. Sie war mit sich einig, daß Heinrich IV. seinen Ruhm nur dem Genie seiner großen Staatsmänner verdankt und sprach damals als eine individuelle Ueberzeugung aus, was heutzutage eine feststehende Thatsache ist.

Von der Markgräfin.

Den 18. Februar (1751).

Wenn Sie so sehr wünschen, mich wieder zu sehen, so gestehe ich Ihnen, daß das bei mir ebenfalls der Fall ist. Bruder Voltaire wird auf seiner Reise sehr willkommen sein, zu welcher Zeit es auch wäre, und wir wollen versuchen, ihm unsere Abtei so angenehm als nur möglich zu machen. Ich lese jetzt die Memoiren von Sully und habe auch alle diejenigen durchgearbeitet, welche in Bezug auf französische Geschichte in meinem Besitze sind. Mit diesen geheimen Denkwürdigkeiten kommt man unendlich viel weiter, als mit den allgemeinen Geschichten, deren Autoren sehr oft die großen und schönen Thaten, seien es politische oder militärische, denjenigen zutheilen, denen sie im Grunde gar nicht zukommen. Durch mein Studium bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß Sie sehr große Männer und sehr gewöhnliche Könige gehabt haben. Heinrich IV.

würde vielleicht nie regiert haben oder sich wenigstens nie ohne einen Sully haben halten können, und Ludwig XIV. würde ohne einen Louvois, Colbert und Turenne niemals den Beinamen des Großen sich erworben haben; aber so ist nun einmal die Welt; man opfert der Größe und selten dem Verdienste.

Sie theilen mir sehr außergewöhnliche Dinge mit. Apollo hat einen Prozeß mit einem Israeliten! Pfui doch, mein Herr, das ist abscheulich. Ich habe in der ganzen Mythologie gesucht und auf dem Parnasse auch nicht ein Beispiel eines Streites, wie es dieser ist, gefunden. So komisch es auch wäre, so will ich den Stoff doch nicht auf der Bühne dargestellt sehen; große Männer müssen dort nur in ihrem Glanze erscheinen. Ich möchte Sie auf der Bühne als obersten Richter in Sachen des Geistes, der Kunst und Wissenschaft bewundern, im Triumph über Racine und Corneille, und als ewigen Diktator der Republik der schönen Wissenschaften. Ich hoffe, daß Ihr Israelit die Strafe für seinen Betrug erhalten, und daß sich Ihr Gemüth nun beruhigt haben wird. Schicken Sie uns bald den Marquis von Adhemar; geben Sie sich der Freude hin, werfen Sie alle Bußgedanken von sich und machen Sie, daß Sie sich wohlbefinden. Denken Sie auch manchmal an mich und seien Sie meiner vollkommenen Hochachtung versichert.

Wilhelmine.

Von Voltaire.

Den 1. März (1751).

Madame!

Bruder Voltaire empfing vorgestern den Segen Eurer Königlichen Hochehrwürden. Wenn der Herzog von Sully vorausgesehen hätte, daß seine Schreibseleien über den König, über Oekonomie und Politik, eines Tages von der Markgräfin von Baireuth gelesen werden würden, er wäre noch einmal so eitel geworden.

Ich glaube, Madame, daß Eure Königliche Hoheit die erste Person sind, welche den Herzog von Sully über Heinrich IV. stellt. Was mich schwachen Menschen anlangt, so gestehe ich, daß ich die Schwachheiten dieses guten Königs viel lieber habe, als alle die rauhen Tugenden seines Ministers. Nach meiner Meinung verstand ersterer in Beziehung auf das Regieren noch viel mehr, als der Herzog von Sully; wir verdanken mehrere schöne Manufakturen und besonders die Einführung der Seidenwürmer nur der hellsehenden Beharrlichkeit dieses würdigen Königs, welcher den Sieg über den hartnäckigen und blinden Widerstand seines Ministers davontrug. Schließlich hatte der Herzog von Sully auch oft Prozesse mit den Juden, welche die Lieferungen für die Armeen übernommen hatten; also werden Sie mir schon verzeihen müssen, wenn ich gleichfalls einen Prozeß gegen einen Nichtswürdigen des alten Testamentes gewonnen habe, welchen ich selbst dann, als

er schon verurtheilt war, nur mit zu vieler Großmuth behandelt habe. Diese ganze Geschichte war mir unendlich peinlich, weil, wie Eure Königliche Hoheit bemerken, die Leute von der Feder nur dazu da sind, um zu schreiben, aber nicht, um Diamanten zu kaufen. Herr von Adhemar läßt mich alle Tage hoffen, daß er bald so glücklich sein wird, Eure Königliche Hoheit von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ich an seiner Stelle wäre längst abgereist. Hoffentlich wird der Kammerherr von Hamon, welcher in Paris bei mir wohnt und alle Tage mit dem Marquis von Adhemar soupirt, mir in meinen Unterhandlungen nicht hinderlich sein. Was die Damen, deren Sie bedürfen, anlangt, so hat es nicht den Anschein, daß ich diese Eurer Königlichen Hoheit sobald verschaffen kann. Warum? Weil ich entweder hier an einem Brustleiden sterben oder, ehe ich nach Paris zurückkehre, nach Italien gehen werde. Seien Sie jedoch sicher, Madame, daß ich im Herzen dem Aufenthalte in Baireuth den Vorzug vor St. Peter von Rom und dem Marcusplatz in Venedig geben werde. Der Segen des Papstes und die venetianischen Pantalonnaden wiegen bei weitem weder die Ehre auf, Ihnen nahe sein zu dürfen, noch das Vergnügen, Ihre Stimme zu hören. Ich lege mich Seiner Durchlaucht, dem Markgrafen zu Füßen, und erneuere Euren Königlichen Hoheiten die Versicherungen tiefsten Respectes und der aufrichtigen Anhänglichkeit des armen und kranken Bruders Voltaire.

Ihre Güte für Herrn von Montperny, deren er so sehr würdig ist, verleiht mir vielleicht das Recht, hier meine frommen Wünsche für sein Wohlbefinden einzuschalten. Ein guter Mönch muß für alle Brüder beten.

V.

Der liebenswürdige, geistreiche, gewandte und brave Marquis von Adhemar will noch immer nicht kommen zum großen Verdruß Voltaire's; er läßt auch, wie wir sehen werden, noch länger auf sich warten. Baireuth und die Markgräfin bleiben ihm ja immer noch gewiß; Paris ist ein Aufenthalt für Götter, und fern von Paris ist für ihn aus der Welt. Es mag eine Schrulle von uns sein, wir gestehen es ja, und wir haben nirgends einen positiven Anhaltspunkt; wir können uns aber des Gedankens nicht mehr entschlagen, daß Madame Denis selbst die Armida ist, die Adhemar in Paris zurückhält. Der Onkel sieht in der Sache klar, aber er dreht der Fürstin gegenüber dieselbe natürlich anders. Die Aeußerung: »Ein fulminanter Brief« ist ein zu verrätherischer Laut — Wo ist dieser Brief an Madame Denis auch geblieben? Wir finden ihn nirgends in der Correspondenz des Dichters mit seiner Nichte. Woher sonst die stumme Angst, die krampfhafte Bemühung Voltaire's, den Marquis von Paris weg zu haben? Adhemar soupirt fast täglich mit dem Kammerherrn von Hamon, dieser wohnt bei Voltaire, und Madame Denis macht die Honneurs des Hauses. —

Geduld — der Marquis wird kommen, aber erst muß der kleine Roman in Paris zu Ende sein. O ja, ein Gast erschien in Baireuth, aber nicht der verschriebene und erwartete, sondern ein sehr plötzlicher Leibarzt des Königs, der gravitätische Cothenius. Der Mann scheint gar nicht sehr amüsant zu sein, aber er hat einen anderen großen Vorzug, er macht die kranken Menschen wieder gesund, und leidend waren sie ja Alle, sie und das Jahrhundert. Wie hätten sie auch so interessant sein können!

Wie der große König für Alles den richtigen Blick hatte, so auch für seine Aerzte. Cothenius war aus der kleinen Stadt Havelberg in der Mark von ihm an den Hof gerufen worden und hatte sich bewährt. Er war ein bedeutender Arzt und hatte dem Könige im siebenjährigen Kriege wichtige Dienste geleistet. Leider sehen wir von nun an den Königlichen Leibarzt öfters auf dem Wege von Berlin nach Baireuth. Die zwei langen Soldaten, die der frühere Leibarzt Daniel von Superville den Markgrafen gekostet hatte — denn nur gegen diesen Preis hatte der Vater Wilhelminens dem Genannten die Erlaubniß gegeben, an den Baireuther Hof überzusiedeln — befanden sich noch in der Potsdamer Riesengarde, aber der Philosoph von Superville hatte den ärztlichen Beruf bereits mit dem diplomatischen als Gesandter im Haag vertauscht. Die Krankheitserscheinungen traten bei der Markgräfin wiederholt und bedenklicher ein, und die Liebe und Sorge des Bruders hatte

kein Vertrauen zu den übrigen Baireuther Hofärzten. Voltaire aber wollte und durfte den Schüler Aesculap's nicht reisen lassen, ohne ihm einen Brief an seine fürstliche Gönnerin mitzugeben, um damit die Pillen und Arzeneien, womit Cothenius anrücken wird, zu versüßen.

Von Voltaire.

Potsdam, den 8. Mai (1751).

Madame!

Eure Königliche Hoheit erwarten den Herrn von Adhemar und statt dessen kommt Cothenius. Wahrhaftig, ein sehr bitterer Eintausch für die Vergnügungen und die Freuden, die Sie stets umgeben sollten. Sollen Sie denn immer nur Tränkchen und Pillen nehmen, muß man für eine so kostbare Gesundheit denn immer fürchten? Wenn das lebhafte Interesse, welches hier Jedermann an Ihrem Wohlbefinden nimmt, Eurer Königlichen Hoheit zu irgend Etwas helfen könnte, so würden Sie sehr bald genesen sein. Das Potsdamer Kloster verdoppelt für Sie seine innigen Gebete, und davon können Sie, Madame, überzeugt sein, daß meine Wünsche und Bitten für Sie die heißesten sind, für einen so unwürdigen Klosterbruder man mich auch halten will. Könnten doch Eure Königliche Hoheit wissen, wie ich Ihnen von ganzem Herzen zugethan bin! Sie kennen am besten selbst die Macht, die Sie über die Herzen ausüben. Der Schwester und dem Bruder bin ich in gleicher Weise

ergeben. Meine Frühmesse möchte ich in Potsdam und meine Vesper in Baireuth halten. Wäre ich gewiß, daß dieser Brief Ihnen in einem Augenblicke zukäme, wo Sie sich wieder wohl befinden, so würde ich Ihnen von dem Marquis von Adhemar sprechen, der sich noch immer nicht hat entschließen können, Paris zu verlassen und dann auch von einem Lothringschen Edelmann, Namens Liebaud. Er ist Officier, Schriftsteller, klug, unterrichtet, und man kann in jeder Weise für ihn einstehen. Jetzt aber vermag ich nur von der Gesundheit Eurer Königlichen Hoheit zu sprechen, von unserer Unruhe und von unserem Schmerze. Warum kann ich Cothenius nicht begleiten! Warum kann ich Ihnen und dem Markgrafen nicht persönlich meine Huldigungen darbringen! Der König geht nach Cleve, ich bleibe in meiner Zelle, natürlich immer nur, um zu schreiben. Die Krankheiten, die mich plagen, machen aus mir einen Stubensitzer; aber ich vergesse meine Leiden, Madame, um an die Ihrigen zu denken. Ich ärgere mich über die Natur, daß ich von uns Beiden nicht der einzig Leidende bin. Warum muß eine so starke Seele wie die Ihrige in einem so zarten Körper eingeschlossen sein? Wir haben zehntausend große Grenadiere, welche gar nichts denken, und die eben vor den Thoren von Potsdam 10000 Schüsse abfeuern — sie befinden sich vortrefflich und die Frau Markgräfin von Baireuth leidet! Und die Vorsehung? Wo ist sie denn? Ich werde ihr den Dienst aufsagen, wenn Sie nicht bald wieder

gefunden; aber bei Cothenius' Rückkehr will ich ein Tedeum singen.

Bruder **Voltaire.**

Herr von Montperny ist eben nicht der unermüdlichste Schreiber des Jahrhunderts.

Eine Pause von fast zehn Monaten ist in dem Briefwechsel eingetreten. »Ich bin zum Briefschreiben zu faul«, schreibt der Correspondent der Fürstin um diese Zeit an seine zweite Nichte Madame de Fontaine. »Ich war diesen Winter sehr krank und glaubte wirklich, daß ich sterben würde, in Wahrheit aber bin ich nur gealtert.« — Während dieser Zeit haben sich die Beziehungen zum König gelockert, es ist ein Verhältniß eingetreten, welches einer Ungnade von Seiten desselben nicht ganz unähnlich sieht. »Bei der Königin-Mutter spricht man allgemein davon, daß ich bei Eurer Majestät in Ungnade gefallen sei«, schreibt der Dichter am 30. Januar 1752 an den König. Der gute Pöllnitz berichtet in den von uns jüngst veröffentlichten Briefen mit schlecht verhehltem Neide, daß »le Chef de la Bande« bei aller Ungnade besser behandelt werde, als Ovid, da er noch in Gunst stand. Voltaire hatte noch Wohnung, Tafel und Equipage in den Schlössern, aber der König ließ ihm so viel Freiheit, daß er darüber unglücklich ward; er sah ihn jetzt selten und welchen Einfluß das auf die Stimmung des einstigen Günstlings hatte, dem Generale, Minister und Feldmarschälle den Hof gemacht, können wir aus

einem der erwähnten Briefe von Pöllnitz vernehmen. »Herr von Voltaire ist isolirt, geistig und körperlich abgespannt und fast nicht mehr zum Erkennen. Gestern war er zwei Stunden bei mir; unsere Unterhaltung war sehr stumm, er sprach nicht wegen übler Stimmung, ich nicht aus Ehrfurcht vor seinem Genie. In einem der Zwischenacte unserer Unterhaltung sagte er mir, daß er im Begriffe stände, nach Italien zu gehen und fragte mich, ob er wohl einen großen Umweg machte, wenn er über Baireuth ginge; einen Augenblick später bat er mich, ihm das Haus, welches ich gegenwärtig bewohne, mit allen Möbeln zu überlassen, mit dem Beifügen, er sehe wohl, daß er sich nicht entschließen könne, sich aus den hiesigen Verhältnissen zurückzuziehen und daß er den König zu sehr verehre, um sich je von ihm zu trennen. Eine Viertelstunde später fragte er mich, ob ich nichts in Paris zu besorgen hätte; er hoffte am 15. und 16. Mai dort einzutreffen.«

Diese gedrückte, grämliche, schwankende Stimmung spricht sich in dem nächsten Briefe aus. Die Markgräfin hatte, wie sie später erwähnt, dem Dichter über sein Schweigen Vorwürfe gemacht oder machen lassen. Darauf weist auch der Eingang des Briefes hin. Wie anders könnte Voltaire so plötzlich überspringen und auf »la pucelle« zu sprechen kommen, wenn nicht in einem vorhergehenden Briefe dieser Gegenstand berührt worden wäre? Am 3. Januar 1751 beklagt er sich in einem Schreiben an Madame Denis, sein Secretair

hätte Jeanne, dieses Mädchen, welches hundertfach unter Schloß und Riegel gehalten werden sollte, auf Bitten des Prinzen Heinrich demselben ausgeliefert. Schon früher am 22. Februar 1747 hatte der König Voltaire geschrieben: »Sie haben Ihre Pucelle der Herzogin von Württemberg geliehen, wissen Sie auch, daß diese von dem Manuscript über Nacht eine Abschrift genommen hat?« Es war während jener verzauberten Tage in Baireuth geschehen. So viel steht fest, daß eine Anfrage in Bezug auf »la pucelle«, von welchem Gedichte Stücke in Berlin, Stuttgart und Wien zerstreut waren, von Baireuth ausgegangen war.

Am 12. März 1752 war Mylord Tyrconnel, französischer Gesandter in Berlin, gestorben und am 11. November 1751 ihm sein Freund La Metrie vorangegangen. Beide liebten sich zärtlich, eine gemeinschaftliche Leidenschaft für schwer verdauliche Pasteten verband sie. Treu ihren Grundsätzen hatten sie bis zum Ende ausgeharrt, sie starben Beide an einer Indigestion. La Metrie war der erste Feinschmecker, er ging voran, Tyrconnel war der zweite, er folgte, ganz der Rangordnung gemäß. Das Haus Mylord Tyrconnels war damals einer der Grundpfeiler der Berliner Geselligkeit. Madame brachte das hohe Spiel in Mode, dinirte um 5 oder 6 Uhr und ging um Mitternacht in Gesellschaften — eine Neuerung, die natürlich in dem einfachen Berlin großes Aufsehen machte. Voltaire hatte mit Mylord Comödie gespielt, gegessen, gelacht.

Er wollte dem Dahingegangenen auch ein Denkmal setzen und hat es in seiner Pucelle gethan, an deren fünfzehntem Gesang er eben arbeitete. »Le duc Tyrconnel«, welcher auf so brüske Weise die Zärtlichkeiten Dorotheen's und La Tremouille's stört, ist das Ebenbild des »frais fort et rigoureux mylord Tyrconnel«; zuletzt wird er Karthäuser; eine symbolische Andeutung, daß Mylord ein stummer Mann geworden ist.

Von Voltaire.

Berlin, den 28. März (1752).

Madame!

Bruder Voltaire kränklich, menschenscheu, und in Schreiben vertieft, ist mehr als jemals von den Gefühlen für Eure Königliche Hoheit bewegt. Wenn er Ihnen so oft schriebe, als er an Sie denkt, so würden Eure Königliche Hoheit jeden Tag fünf oder sechs Briefe von ihm haben. Mit Ungeduld sehe ich der glücklichen Zeit entgegen, wo mir meine Gesundheit die Reise nach Baireuth erlauben wird. Auf meine Reiseprojecte nach Frankreich und Italien habe ich zwar verzichtet, lasse mich aber noch immer von der Hoffnung wiegen, Ihnen meine Aufwartung machen zu können. Ehedem mußten Dichter und Künstler nach Neapel, Florenz oder Ferrara gehen, jetzt muß ihr Reiseziel Baireuth sein.

Sollten Eure Königliche Hoheit Lust haben, eine neue Oper zu geben, wählen Sie ja nicht Orpheus;

der König hat sie eben aufführen lassen, aber niemals habe ich einen so dummen Pluto und einen so langweiligen Orpheus gesehen. Die Musik von Graun hat immerhin schöne Stellen, aber dieses Mal ging sie an dem Dichter des Textes zu Grunde. Der König, der sich sehr gut auf derartige Dinge versteht, hatte glücklicher Weise viel streichen lassen. Neben mir gähnte ein alter Militair, er verstand kein Wort Italienisch. In der That mein Herr, sagte ich zu ihm, der König ist der vortrefflichste Fürst der Erde, er hat mehr als jemals Mitleid mit seinem Volke. Wie so? fragte mein Nachbar. Weil er, erwiederte ich, diese Oper um die Hälfte gekürzt hat.

Ich schmeichle mir mit dem Gedanken, daß Eure Königliche Hoheit schöne Feste gehabt, vor Allem aber, daß Sie sich eines vollkommenen Wohlseins erfreut haben. O, Madame, denken Sie vor Allem an Ihre Gesundheit, hier müssen alle Wünsche für Sie zusammentreffen. Schönheit, Größe, Geist, Liebenswürdigkeit, Alles ist Nichts, wenn man schlecht verdaut. Der Magen macht die Glücklichen...

Gewiß, Madame, habe ich von »la pucelle« mehr Nachrichten, als Eure Königliche Hoheit glauben. Die Frau Herzogin von Württemberg hat in Ihrem Schlosse wirklich eine Nacht zugebracht, um sich mehrere Blätter voll zu schreiben. Was aber in Wien von den Ueberresten dieses Mädchens existirt, kommt von der Schlacht von Sorr: die umherstreifenden Husaren, welche sich

das Vergnügen machten, die Bagage des Königs zu plündern, während er die regulären östreichischen Truppen schlug, stahlen »Le siècle de Louis XIV.« und was der König von »la pucelle« besaß, das mögen ungefähr 700 — 800 von dem Ganzen des Werkes abgerissene Verse gewesen sein. So war Jeanne ein wenig zerrissen worden, aber darum hat sie doch ihr Mädchenthum nicht verloren. Jeanne war ja immer dazu bestimmt, im Kriege gefangen genommen zu werden. Vor einigen Monaten machte ich zwei neue Gesänge, ich brachte einen gewissen dicken Tyrconnel hinein, jedoch hat es mein Tyrconnel nicht weit gebracht.

Verzeihung, Madame, aber es bleibt mir kein Platz mehr, um Eure Königlichen Hoheiten des tiefen Respects Bruder Voltaire's zu versichern.

Von Voltaire.

Potsdam, den 10. April (1752).

Madame!

Seit einem Jahre hatte ich vom Marquis von Adhemar keine Nachrichten mehr. Er hätte so gern Eurer Königlichen Hoheit seine Dienste gewidmet, und auch Ihnen wäre es angenehm gewesen, Ihrem Hause ihn einzuverleiben. Bis jetzt hat er die Schwierigkeiten, welche ihm sein Vater bereitete, nicht überwinden können. Letzterer ist, wie Eure Königliche Hoheit jedenfalls wissen, Oberhofmarschall des Königs Stanislaus

in Luneville. Nun schreibt mir der Sohn, daß er die ihm entgegenstehenden Hindernisse beseitigt hat, und bereit ist, sich Eurer Königlichen Hoheit zu Füßen zu werfen. Ich weiß nicht, Madame, ob hinsichtlich seiner Ihre Entschlüsse noch dieselben sind. Da alle Posten Ihres Hauses besetzt sind, so würde er den Titel eines Ehrencavaliers beanspruchen; das ist eine Charge, die man nur noch in Frankreich kennt, sie entspricht der des ersten oder des Oberstallmeisters. Das wäre aber nur ein einfacher Titel, und zuletzt handelt es sich auch nur darum, damit es nicht darnach aussieht, als ob er ein überflüssiger Mensch sei. Ich erinnere mich, daß ihm Eure Königliche Hoheit 1500 Thaler Besoldung geben wollten. So steht es gegenwärtig mit dieser kleinen Angelegenheit. Ich habe dem Marquis von Adhemar geantwortet, daß ich Ihre Befehle erwartete, dabei aber Eure Königliche Hoheit zu gar Nichts verpflichtet. Ich werde ihm von Ihrem endgültigen Entschluß, Madame, und von den Befehlen, mit denen Eure Königliche Hoheit mich zu beehren so gnädig sein werden, Mittheilung machen. Mein sehnlichster Wunsch wäre es, mit dem Marquis für einige Zeit die Zahl Ihrer Hofleute zu vergrößern, aber Bruder Voltaire weiß noch nicht, wann er seine Zelle verlassen kann, er ist der beste Mönch der Welt und gewöhnt sich nur zu sehr an das Einsiedlerleben. Nach der Hochzeit Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich könnte ich mich wohl losmachen und Ihnen persönlich meine

Aufwartung machen, aber ich kann Nichts versprechen und ergebe mich ganz in den Willen der Vorsehung. Ich schmeichle mir, daß Ihre Gesundheit, Madame, nicht mehr von den Gewittern zu leiden hat, welche Sie so sehr beängstigt haben.

Damit keinerlei Bitterkeit sich in die Annehmlichkeit Ihres Lebens mische, so erlauben Sie mir, mehr als jemals, Eurer Königlichen Hoheit und Seiner Durchlaucht dem Markgrafen die Versicherung meines tiefsten Respects und meiner unaufhörlichen Anhänglichkeit zu erneuen. Wenn ich es wagte, so würde ich hier einige Worte für Herrn von Montperny einfließen lassen, aber wie darf ich mir diese Freiheit nehmen?

Von der Markgräfin.

Den 20. April (1752).

Die Buße, welche Sie sich auferlegen, hat endlich meinen Zorn über Sie besänftigt. Ich hatte Ihre Gleichgültigkeit noch immer nicht vergessen können. Das Geringste, um Ihre Sünde zu sühnen, ist eine Wallfahrt zu Unserer lieben Frau von Baireuth. Um diesen Preis wird Bruder Voltaire absolvirt; er wird hier sehr willkommen sein und Freunde finden, die es sich angelegen sein lassen, ihm ihre Werthschätzung an den Tag zu legen. Indessen zweifle ich noch an der Erfüllung Ihrer Versprechungen. Hat denn das deutsche Klima in so kurzer Zeit Ihre französische Beweglichkeit

so umgewandelt und Sie so schwerfällig gemacht? Da die beabsichtigte französische und italienische Reise in Nebel zerronnen ist, so fürchte ich ein gleiches Schicksal für die nach Baireuth. Seien Sie denn auch ein ächter Deutscher in Ihren Entschlüssen und verschaffen Sie mir bald das Vergnügen Sie begrüßen zu können.

Obgleich Sie abwesend sind, war es Ihnen gelungen, mich zu Thränen zu bringen. Gestern habe ich Ihren falschen Propheten darstellen sehen (Mahomet). Die Schauspieler haben sich selbst übertroffen und Sie hatten den Triumph, unsere fränkischen Herzen, welche sonst den Felsen gleichen, die auf sie herniederschauen, in die lebhafteste Bewegung zu setzen.

Der Marquis von Adhemar hat vor vier Wochen an Herrn von Folard schreiben lassen. Ich vergaß, es Ihnen in meinem letzten Briefe mitzutheilen. Sie können wohl denken, daß seine Anerbietungen mit Vergnügen angenommen wurden. Montperny hat ihm dem entsprechend geantwortet. Ich hoffe, daß er mit den Bedingungen zufrieden sein wird. Sie gehen weit über seine Wünsche. Sie bestehen in 4000 Livres, freier Tafel und Equipage. Ich bitte Sie, Ihr Werk zu vollenden und es recht bald zu einem Abschluß zu bringen; ich werde Ihnen sehr dankbar sein. Sie wissen, daß der Titel, welchen er beansprucht, in Deutschland nicht gebräuchlich ist; da dieser dem eines Kammerherrn entspricht, so wird der Marquis bei mir diesen letzteren Titel führen.

Die Zeit hindert mich, Ihnen heute noch mehr zu sagen, nehmen Sie die Versicherung, daß ich stets Ihre Freundin bleiben werde.

Wilhelmine.

Nicht der Geist reißt eine Kluft zwischen den Menschen, sondern der Charakter. Von jenem fühlte sich bei Voltaire der König unwiderstehlich angezogen, von dem letzteren fortwährend abgestoßen, damit ist das Unhaltbare dieses Verhältnisses bezeichnet. Zu der Affaire mit Arnaud, dem Diamantenprozesse, war auch noch ein Besuch Voltaire's bei dem russischen Gesandten v. Groß gekommen. Sah man schon in jener Zeit den Verkehr einheimischer Personen mit fremden Diplomaten sehr ungern, so hatte Voltaire auch noch bei einem Besuche, den er dem Gesandten machte, über die Souper-Differenz in einer Weise gesprochen, als wäre er vom Könige dazu beauftragt gewesen. In solchen Dingen verstand Letzterer keinen Spaß. Der Staat und die öffentliche Wohlfahrt waren ihm etwas so Ernstes und Heiliges, daß er das Individuum davon gänzlich abtrennte. Durch seine ganze Regierungszeit hat Friedrich diese Grenze zwischen dem König und dem Privatmann auf das Strengste eingehalten, und hierin liegt auch großentheils das Geheimniß seiner großen Erfolge. Den Tag über war er König, da kannte er Herrn von Voltaire nicht, hingegen am Abend bei den Soupers, die entweder in dem kleinen, von Pesne gemaltem Eckgemach

des Potsdamer Stadtschlosses oder in dem Marmorsaal von Sanssouci abgehalten wurden, bei diesen Symposien, wo er nur Herr und Wirth des Schlosses war, und vor den Andern nichts als den Geist voraus haben wollte, da war Voltaire sein Freund, sein Günstling, der König des Abends; der Dichter jedoch vermochte sich in diese rigorose Unterscheidung nicht zu finden; er war die petites-entrées und die Hinterthüren von Versailles gewöhnt, dort war der König der Staat und König war die Pompadour, einst seine liebe, theure Freundin, mit welcher er aber schon damals nicht mehr auf sehr gutem Fuße stand.

Wir glauben sehr gern, daß eine solche Vermischung auf die Phantasie eines Dichters, namentlich wenn dieser, wie Voltaire, Neigung und Talent zur Intrigue und dazu auch noch Ehrgeiz hatte, einen großen Reiz üben mußte, nur konnten solche Talente bei diesem Könige nicht in Anwendung kommen; denn Friedrich der Große kannte keine Boudoir-Politik. Ueberhaupt haben die Hohenzollern wie auf dem Exercierplatze, so auch in ihrem Kabinette immer auf strenge Linie gehalten.

Nimmt man zu obigen ärgerlichen Vorfällen noch mündliche Zwischenträgereien, gesellschaftliche Piquanterien, hartnäckige Mißverständnisse, so wird man sich mitten in einer Situation befinden, welche den König gegen den Gast äußerlich in strenger Beobachtung der gesellschaftlichen Formen, in Darbietung aller Annehmlichkeiten eines Königlichen Haushaltes, innerlich aber

von einer zunehmenden Kälte und unüberwindlichen Unnahbarkeit zeigt, die in dem merkbaren Abstand von dem früheren Verhältnisse in des Dichters Herzen nagte, zehrte, und den Entschluß erzeugte, durch die Markgräfin auf den König zu wirken. Voltaire konnte wohl den Zorn des Königs ertragen, aber nicht diese Gnade der Ungnade. In dem Antwortschreiben Wilhelminen's vom 12. Juni (von dem Herausgeber der Correspondenz Voltaire's ist es irrthümlicher Weise in das Jahr 1751 versetzt; es gehört in das Jahr 1752) äußert die Markgräfin zwar, daß sie dem Könige in dieser Angelegenheit geschrieben habe, aber man merkt es ihr an, daß sie dieselbe von sich abweisen will. Sie kennt den König, weiß, wie er sich über Voltaire gegen sie ausgelassen hat und welche Antwort sie zu gewärtigen hatte. Wir finden auch nirgends in dem Briefwechsel zwischen Bruder und Schwester aus dieser Zeit eine auf diese Sache bezügliche Stelle.

Wenn doch nur erst dieser fatale Marquis von Adhemar in Baireuth wäre! Er mag ein ganz liebenswürdiger Mensch gewesen sein, aber nachgerade fängt er an, ein wenig langweilig zu werden. Ein Glück nur, daß die beabsichtigte Beeinflussung des Königs durch die Markgräfin den nächsten Brief so interessant macht. Die in denselben eingestreute kleine graziöse Strophe, die nach unserm Wissen nicht unter den Poesieen des Dichters gedruckt ist, bezieht sich auf die Heirath des zweiten Bruders des Königs, des Prinzen Heinrich,

nachherigen Siegers von Freiberg, der am 25. Juni 1752 die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Cassel heirathete. Der erwähnte Chevalier von Folard war französischer Gesandter beim Reichstage in Regensburg und Neffe des berühmten Commentators des Polybius.

Von Voltaire.

(Ende Mai 1752.)

Ich habe noch keine Antwort vom Marquis von Adhemar erhalten. Ich schrieb ihm an demselben Tage, wo ich die Befehle empfing, mit denen Eure Königliche Hoheit mich beehrten. Möglich, daß er sich an den Chevalier von Folard gewendet hat, oder daß er die Ehre hatte, selbst an Eure Königliche Hoheit zu schreiben. Vielleicht ist er schon so glücklich, in Ihrer Nähe zu sein, ohne daß ich in meiner tiefen und glücklichen Zurückgezogenheit von Potsdam davon Etwas weiß; möglich auch, daß er noch zu keinem Entschlusse gekommen ist. Nach Allem, was ich sehe, Madame, ist es schwer, Adhemars und Graffignys zu haben; es ist viel leichter, sich Leute wie Voltaire's zu versichern, die zu Nichts gut sind, aber sich mit ihrem ganzen Herzen denen hingeben, welche zu lieben sie sich erkühnen. Ich bin in Potsdam geblieben, während Ihr Königlicher Bruder in der Umgegend von Berlin dem Kriegshandwerke nachgeht. Sie wissen, daß er einen ziemlich lang andauernden und heftigen Gichtanfall hatte. Wissen Sie auch, Madame, daß er während dieses Anfalls

seinen geschwollenen Fuß in den Stiefel zwängte und davon ritt, um im Regen Revüen abzuhalten? Nach Dem und Aehnlichem wird sich die Nachwelt nicht mehr wundern, daß er Schlachten gewonnen hat; ich bewundere ihn jeden Tag, sowohl den König als auch den Menschen. Seine Güte und seine Nachsicht in der Gesellschaft bilden den Reiz und den Genuß meines Lebens. Wohl hatte er Recht, in einer seiner schönen Episteln zu sagen, daß er ein strenger König und ein humaner Bürger sei, aber noch mehr als ein strenger König ist er human als Bürger. Seine Tugenden und seine Talente, seine Philosophie und seine Verachtung des Aberglaubens, seine Zurückgezogenheit und die Einförmigkeit seines Lebens, sein unermüdlicher Fleiß im Studiren wie in der Sorge für sein Land, Alles dieses erzeugt in mir die innigste Anhänglichkeit, die nie enden und mich nie bereuen lassen wird, daß ich für ihn Alles verlassen habe. Wahrhaftig, Eure Königliche Hoheit dürften wohl in einem Ihrer Briefe ihn veranlassen, daß er sich mir wieder in Gnade zuwende. Gehörte ich zu den Frömmlingen und wäre ich fanatisch wie sie, so könnte mein Enthusiasmus für ihn nicht größer sein. Ich habe ihm aber davon noch kein Wort gesagt und er weiß nicht, was ich im Innern für ihn fühle. Unverholener dagegen spreche ich zu Eurer Königlichen Hoheit von meiner Ergebenheit für Sie, von meiner Sehnsucht, Ihnen in Baireuth meine Aufwartung machen zu können, mit einem Worte, von einem Paradiese in das

andere zu gehen. Aber wann? Ich kann gar Nichts sagen. Ich bin hinsichtlich meiner Reisen das, was Adhemar mit seiner Uebersiedelung ist, ich fasse gar keinen Entschluß, nur das weiß ich: befindet man sich einmal in Baireuth oder in Potsdam, so kann man auch nicht mehr fortgehen. Sie werden in kurzer Zeit, Madame, eine neue Schwägerin bekommen, Alles rüstet sich zu glänzenden Festlichkeiten, aber diese werden in meinen Augen niemals denen gleichkommen, die ich vor zwei Jahren gesehen habe. Sie, Madame, waren der Reiz derselben und übrigens braucht denn ein alter Philosoph seine Zurückgezogenheit aufzugeben, um sich den Neuvermählten vorzustellen? Bin ich zu einem Hochzeitsgaste gemacht? Als guter Mönch hege ich alle möglichen guten Wünsche, daß die Ehe Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich auf das Allerreichste gesegnet werde.

Amoretten, Grazien und Geister der Lust,
Ihr leichte, geflügelte, flatternde Schaar,
Umschwebet, umschlinget in üppigem Tanz
Das Lager, wo ruhet das bräutliche Paar.
Bei mir, ach bei mir ist ausgeliebt,
Das ist's, was nicht euch, aber mich sehr betrübt.

Mit tiefstem Respect und unveränderlicher Ergebenheit habe ich die Ehre, mich Eurer Königlichen Hoheit und Seiner Durchlaucht dem Markgrafen zu empfehlen. Hat Herr von Montperny Bruder Voltaire vergessen?

Von Voltaire.

Potsdam den 5. Juni 1752.

Madame!

Bruder Voltaire treibt es nicht mehr lange, Bruder Voltaire stirbt, er unterbricht jedoch seinen Todeskampf, um Eurer Königlichen Hoheit zu sagen, daß er nun endlich Herrn von Adhemar in Ihrem Dienste glaubt. Hoffentlich empfindet letzterer dieses Glück in seinem ganzen Umfange. Was mich betrifft, so bin ich zu Nichts mehr nütze und ich weiß nicht, wie Ihr Bruder, der König, noch so viel Güte haben kann, mich zu behalten. Man sagt mir, daß die Frau Markgräfin von Ansbach in Berlin ist; ja wohl giebt es eine Markgräfin, welche ich dort wissen möchte und ich bilde mir ein, daß die Ehre, ihr meine Ergebenheit zu bezeigen, mir meine Gesundheit zurückgeben wird. Warum sind Sie nicht gekommen, Madame? Es geht das Gerücht, daß in der Oberpfalz die Pest grassirt; vielleicht ist es nicht wahr. Wenn der König nicht in Potsdam ist, kommen auch keine Nachrichten hierher und dann ist man hier so gut wie vom Menschengeschlechte ausgeschlossen. Ist Er abwesend, dann ist Alles todt. Wäre es aber wahr, daß die Pest sich in Ihre Gegend verbreitet, so ist Potsdam eine wahre Sauvegarde; man schickt mehrere Detachements großer Grenadiere gegen sie und eben so wie die Oestreicher, wird auch die Pest vor ihnen fliehen.

Außerdem hat mir der Marquis von Adhemar geschrieben, daß er längst schon zu den Füßen Eurer Königlichen Hoheit wäre, aber leider hat er eine große Krankheit durchmachen müssen; ich hoffe, daß es nicht die Pest war.

Bruder Voltaire verneigt sich auf seinem Schmerzenslager vor Eurer Königlichen Hoheit und Seiner Durchlaucht dem Markgrafen.

Von der Markgräfin.

Den 12. Juni (1752).

Der Marquis von Adhemar ist noch nicht angekommen. Wir erwarten ihn aber jede Stunde, er war krank und das hat seine Abreise verschoben. Ich glaube im Gegentheile, daß es viel leichter ist, Adhemar's und Graffigny's zu haben, als Voltaire's. Nur der König hat das Recht, letztere zu besitzen. Sie lassen mich wirklich die Qualen des Tantalus erleiden, Sie versprechen mir immer hieher zu kommen, und wenn ich mich der Erwartung, Sie zu sehen, hingebe, so werden meine Hoffnungen wieder zu Wasser. Wenn Sie wirklich Lust haben, so hätten Sie ja die Abwesenheit des Königs benutzen können, aber Sie machen es wie die großen Staatsmänner: diese bezahlen auch nur mit schönen Worten. Ich habe dem König das, was Sie mir hinsichtlich seiner geschrieben haben, mitgetheilt. Wenn man ihn kennt, muß man ihn auch lieben und sich ihm ganz

hingeben. Er gehört zu den Phänomenen, wie sie in einem Jahrhundert höchstens einmal erscheinen. Sie kennen meine Gefühle für diesen theuren Bruder, also will ich über diesen Gegenstand kurz hinweggehen. Wir führen gegenwärtig ein Landleben; ich theile meine Zeit zwischen Körper und Geist, man muß den einen unterhalten, um den anderen zu erhalten, denn jeden Tag mache ich immer mehr die Bemerkung, daß wir nur denken und handeln, je nachdem unsere Maschine in Ordnung ist. Sie scheinen ein arger Misanthrop geworden zu sein. Während der König in Berlin ist, bleiben Sie in Potsdam und bilden sich ein, daß ein Philosoph nicht zu einer Hochzeit gehört. Man sieht eben, Sie haben niemals die Ehe versucht und wissen nicht, daß einer der wesentlichsten Punkte in diesem Stande ist, sich seine Philosophie zu bewahren, namentlich in Deutschland. Die sechs Verse, welche Sie über diesen Gegenstand gemacht haben, kommen mir ein wenig epikuräisch vor und dieser Epikuräismus ist mit der Misanthropie unverträglich. Sie brauchten nur eine neue Uranie, die Sie Ihren schwarzen Gedanken entzöge und wieder Geschmack an den Freuden der Welt finden ließe.

Der Markgraf läßt Ihnen sehr viel Schönes sagen, Montperny ist Ihr Freund wie immer; wir sprechen sehr oft von Ihnen, aber kränklich und mit Geschäften überhäuft, kann er Ihnen nicht schreiben. Seine Schmerzen lassen nach, aber er hat sie alle Tage einige

Stunden lang; um seine Gesundheit wieder herzustellen, lebt er wie ein Mönch; ich sehe ihn zwar täglich, aber auch nur auf Augenblicke, er war die beste Kraft unserer kleinen Gesellschaft, ich hoffe, daß Adhemar ihn ersetzen wird.

Nehmen Sie die Versicherungen, daß ich nur eine Gelegenheit suche, Sie von meiner vollkommenen Hochachtung zu überzeugen.

Wilhelmine.

P. S. Als ich in Berlin war, sagte mir der König, daß er jetzt »L'Esprit de Bayle« schreiben wollte. Ist dieses Werk fertig und kann man es haben, so bitte ich Sie, es mir zu verschaffen. Ich habe auch ein Supplement zu dem Dictionnaire bekommen, welches in England gedruckt ist; nach meiner Meinung entspricht dieses seinem Original in sehr unzureichender Weise.

Von Voltaire.

Potsdam, den 27. Juni (1752).

Madame!

Bruder Voltaire kann für seine letzte falsche Nachricht nicht, man hatte ihm das Gerücht in seine Zelle gebracht, aber nie mehr wird er einem solchen glauben, wenn der Heros nicht in Potsdam ist; denn nur in diesem Falle kann man auf zuverlässige Nachrichten rechnen.

Der arme Mensch mit seiner Nachricht von der Ankunft einer Markgräfin und der Pest in Augsburg! Er bittet Eure Königliche Hoheit vielmals um Verzeihung. Alles was ich weiß, ist, daß der Marquis von Adhemar mir die heilige Versicherung giebt, daß er in nächster Zeit Ihnen zu Befehl stehen wird, wenn er nicht schon in Baireuth angekommen ist. Bruder Voltaire würde gut thun, seine Zelle nur in der Absicht zu verlassen, um in Ihre Abtei zu kommen. Er läßt nicht nach mit seinen Wünschen und mit seinen heißen Gebeten für die Gesundheit, das Glück und das lange aber durchaus nicht das ewige Leben Eurer Königlichen Hoheit und Seiner Durchlaucht des Markgrafen.

V.

Anfangs August 1752 war der Abbé de Prades in Berlin angekommen. Voltaire interessirte sich für ihn, weil er von d'Alembert an Madame Denis und von dieser ihrem Onkel empfohlen, mehr noch aber, weil er ein Opfer der Pariser Geistlichkeit war, wenn auch ein ziemlich unschuldiges. In Wahrheit hätte diese dem guten Abbé keine größere Ehre anthun können, als seine »Thèse«, in welcher die Sorbonne die Ketzerei englischer Deisten witterte, zu verdammen. Als der Abbé eines schönen Morgens erwachte, erfuhr er zu seinem großen Erstaunen, daß er ein staatsgefährlicher Mensch sei und daß das Parlament ihn verfolge. Von Paris entfloh er nach Holland, von da kam er nach

Berlin. Hier brachte ein wegen seiner religiösen Denkungsweise Verfolgter vornherein die beste Empfehlung mit sich. Voltaire und Marquis d'Argens suchten ihn in irgend eine Stellung zu bringen; er wurde Lecteur und literarischer Secretair des Königs, ein würdiger Nachfolger La Metrie's, eben so lustig, dick und vielessend wie dieser. Er wurde von »la Bande« darum nur »frère Gaillard« genannt. Was ihm, wie es sich bei näherer Bekanntschaft ergab, an allgemeinem Wissen abging, und das war ziemlich viel, das ersetzte er, wovon auch später der König spricht, durch eine unermüdliche Lunge. Ihn betrifft der nächste Brief, er enthält eine Empfehlung des Abbé. Obgleich dieser nicht genannt ist, so können die näheren Bezeichnungen in dem Schreiben nur auf ihn passen. Es ist anzunehmen, daß man im ersten Augenblicke nicht wußte, wohin mit ihm und daß Voltaire zunächst an die Markgräfin dachte, bis dann später der König aus Schlesien zurückkam und de Prades für sich behielt. Aber auch dieser hat sich nicht bewährt. Während der König mit Frankreich im Kriege war, unterhielt der Lecteur heimliche, verrätherische Verbindung mit dem französischen Oberbefehlshaber, ungeachtet ihm Friedrich große Wohlthaten erwiesen und ihn in den Genuß fetter schlesischer Pfründen gesetzt hatte. Der Herr Abbé hatte vergessen, daß man vor dem Patrioten ein ehrlicher Mann sein muß, und büßte dies mit Magdeburg und später mit der Verbannung aus der Nähe des Königs.

Von Voltaire.

Madame!

Bruder Voltaire schreibt, wie Eure Königliche Hoheit ersehen werden, nur von göttlichen Dingen. Er ist ja auch in einem Kloster, wo man an seinem Heile arbeitet. Der theologische Gegenstand, um den es sich handelt, gäbe einen viel dickeren Band, als die Summa theologiae des heiligen Thomas. Er legt beifolgende »Thèse« zu Ihren Füßen und giebt es Eurer Königlichen Hochehrwürden anheim, sich darüber zu äußern. In Frankreich giebt es Mönche von Fontevraud, welche blindlings einer Aebtissin gehorchen, ich fühle mich dazu gehörig.

Brauchten Sie, Madame, einen Vorleser? Ich wüßte einen, der an Lunge und an Geist gleich unermüdlich, einen Theologen, der nicht an Gott glaubt, der gelehrt ist wie La Croze, eben so dick ist und eben so ißt wie dieser, der sehr leicht zu behandeln und gar nicht theuer ist. Ich könnte ihn Eurer Königlichen Hoheit verschaffen und Sie wissen, ich mache Ihnen keine schlechten Geschenke. Durch mein ganzes Leben können Sie auf meinen Eifer für Ihren Dienst rechnen.

Ihrer Befehle habe ich mich bei dem Baron von Pöllnitz entledigt. Damit kann man ihm seine Gesundheit wiedergeben und wirklich befindet er sich schon viel besser.

Hätte ich jemals eine Gesundheit, wie sie der höchste Autor der natürlichen Religion mir rundweg verweigert hat, sicher käme ich nach Baireuth, um mich nach der Ihrigen zu erkundigen. Baireuth ist die Kirche, wohin ich wallfahrten, wo ich meinen Gottesdienst halten und vor der erhabenen Heiligen mich niederwerfen will, um sie in tiefster Ehrerbietung anzurufen. Würden wohl Seine Durchlaucht der Markgraf meine Huldigungen entgegenzunehmen so gnädig sein? Gestatten mir Eure Königliche Hoheit huldvollst, daß ich in dieses Packet einen Brief für Herrn von Adhemar mit einlege?

V.

Der Zustand des Herrn von Montperny nimmt mein inniges Mitgefühl in Anspruch; Eure Königliche Hoheit würden in ihm einen Diener verlieren, wie ihn Fürsten nur sehr selten finden.

Von Voltaire.

Potsdam, den 27. October (1752).

Madame!

Bruder Voltaire ist todt für die Welt, er findet nur noch Gefallen an der Zelle und dem Kloster, das er seit acht Monaten nicht mehr verlassen hat, sein Stillschweigen bricht er auch nur für Eure Königliche Hoheit. Trotz seiner Entsagung von allem Aeußeren, ist ihm noch eine kleine Schwäche geblieben, und diese Schwäche, Madame, sind Sie. Zwar glaubt er selbst,

daß es gar keine ist, und daß Gott ihm verzeihen wird, wenn er eine so tief begründete Anhänglichkeit an eines seiner vollkommensten Wesen bewahrt. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein kleines Andachtswerk zu schicken, welches ich für meinen sehr ehrwürdigen Vater im Herrn, den Philosophen von Sanssouci verfaßt habe. Nur bitte ich Eure Königliche Hochehrwürden inständigst, davon ja keine Abschrift machen zu lassen. Die Geheimnisse der Heiligen dürfen vor profanen Augen nicht entweiht werden. Das fromme Manuscript ist zwar sehr klein geschrieben, vielleicht können Sie es sich vom Marquis von Adhemar oder vom Marquis de Montperny, den Diaconen Ihrer Kirche, vorlesen lassen. Leider kann meine Hoffnung, daß der Marquis von Adhemar bereits um Eure Königliche Hoheit ist, nur auf einer Voraussetzung beruhen, denn von ihm selber habe ich seit einem halben Jahre keine Nachricht. Ist er aber bei Ihnen, Madame, dann kann es mich gar nicht mehr wundern, daß er alle übrigen Menschen vergißt; ich hoffe immer noch eine kleine italienische Reise zu machen und vor meinem Tode die unterirdische Stadt zu sehen, aber bevor ich das schaue, was unter der Erde ist, gedenke ich dem Verehrungswürdigsten, was über der Erde ist, meine Ehrfurcht zu bezeigen und Eurer Königlichen Hoheit und Seiner Durchlaucht dem Markgrafen die Versicherung tiefster Ehrerbietung und des innigsten Eifers Bruders Voltaire's zu erneuern.

Dieser Brief traf die Markgräfin wahrscheinlich in Erlangen, der Hauptstadt des Unterlandes des Markgrafthums Baireuth. Dort hielt sich der Markgraf alljährlich im Herbste einige Zeit zur Abhaltung der Jagden auf; seine Gemahlin jagte nicht mit, sie blieb in dem hübschen Schlosse zurück und in ihrem Gemache, das hinaus in den stillen melancholischen Schloßgarten sah, wo vielleicht eben der Wind die Herbstblätter aufscheuchte, schrieb sie diese Antwort. Die kleine philosophische Abhandlung, in welcher der speculative Geist und das warme Gefühl dieser Frau gleich überzeugend sich kund geben, ist dem Orte ganz entsprechend. In Erlangen hatte die Markgräfin 1743 eine Universität gegründet, die heute noch in Blüthe und Ansehen steht und eine fruchtbare Pflanzstätte deutscher Wissenschaft vornehmlich evangelischer Theologie geworden ist. Bei Gelegenheit der Einweihung derselben hatte die Schülerin des Descartes, bei der hier und da von der ideellen Anschauung ihres Meisters eine leise Schwenkung zu Spinoza und weiter zu der Empirie der englischen Deisten bemerkbar wird, unter den Themata zu einer deutschen Disputation auch den Satz aufgegeben: Daß die Materie denken könne. Voltaire hatte in seinen Briefen über Locke denselben Satz aufgestellt, und diesen seinem englischen Meister nachgesprochen, der ihn hinwieder von Spinoza entnommen hatte, freilich in rein erfahrungsmäßiger Ausdehnung und darum in veränderter Auffassung. Nach Spinoza sind Materie und

Geist eins, und der vermeintliche Unterschied liegt nur in den Grenzen unserer beschränkten Erkenntniß, während Locke einen Schritt weiter geht, und die geistige Thätigkeit des Menschen von den Anregungen und Funktionen des menschlichen Körpers ausgehen läßt. Man sieht, die Frage hat, wie heutzutage, schon vor hundert und vor tausend Jahren die Geister beschäftigt, und das große Geheimniß wird das Denkerräthsel bis zum letzten Menschengedanken bleiben.

Von der Markgräfin.

Erlangen den 1. November (1752).

Um das Werk, welches Sie mir gütigst übersandt haben, würdig zu loben, dazu braucht es mehr Geist und Feinheit, als ich besitze. Man muß bei Bruder Voltaire auf Alles gefaßt sein. Was er Schönes macht, setzt nicht mehr in Erstaunen; das war früher der Fall, seit langer Zeit bewundert man ihn nur noch. Ihr Gedicht »Sur la loi naturelle« hat mich entzückt. Neuheit des Gegenstandes, Erhabenheit der Ideen, Schönheit der Form, Alles ist darin vereint, aber — darf ich es sagen? Eines fehlt, um es vollkommen zu machen: der Gegenstand erfordert eine größere Ausbreitung, als Sie ihm gegeben haben. Besonders der erste Satz erfordert eine weitläuftigere Erklärung. Erlauben Sie, daß ich mich ausspreche und Ihnen meine Bedenken mittheile.

Gott, sagen Sie, hat allen Menschen das Gefühl der Gerechtigkeit und das Gewissen gegeben, um ihnen seinen Willen kund zu geben, eben so wie er ihnen alles zum Leben Nothwendige dargeboten hat. Hat also Gott dem Menschen die Gerechtigkeit und das Gewissen verliehen, so sind folglich diese beiden Eigenschaften dem Menschen angeboren und werden nothwendige Attribute seines Wesens. Daraus folgt in nothwendiger Folge, daß der Mensch demgemäß handeln muß, und daß er weder ungerecht sein kann, noch von Gewissensbissen beladen, da er doch nicht gegen einen mit seinem ursprünglichen Wesen verbundenen Instinkt handeln kann. Die Erfahrung lehrt aber das Gegentheil: Wenn die Gerechtigkeit ein Attribut unseres Wesens wäre, so wäre alle Hinterlist verbannt, die Advokaten stürben Hungers und die Parlamentsräthe würden Frankreich um ein gegebenes oder verweigertes Stück Brot nicht mehr beunruhigen, wie sie es jetzt thun, und die Jesuiten und Jansenisten würden ihre Ignoranz betreffs ihrer Doctrin offen bekennen.

Die genannten Eigenschaften sind also nicht zum Wesen gehörig, sondern nur beziehungsweise auf die menschliche Gesellschaft vorhanden. Die Eigenliebe hat die Gerechtigkeit erzeugt. In den Urzeiten zerrissen sich die Menschen untereinander um Kleinigkeiten, wie sie es auch noch heute thun, es gab weder eine Sicherheit des Domicils, noch eine Sicherheit des Lebens. Die unglücklichen Unterscheidungen zwischen Mein und Dein,

die man heutzutage nur zu sehr innehält, verscheuchten jede Einigkeit. Von der Vernunft erleuchtet, von der Eigenliebe getrieben, kam der Mensch endlich zu der Erkenntniß, daß die Gesellschaft ohne Ordnung nicht bestehen könne. Zwei mit seinem Wesen verknüpfte und ihm angeborene Triebe brachten ihn dahin, gerecht zu sein, und das Gewissen war nur eine Folge des Rechtsgefühls. Diese zwei Triebe, die ich meine, sind die Abneigung gegen jede Art von Unbehagen und dann der Drang nach Vergnügen.

Die Unruhe kann nur das Unbehagen gebären, und die Ruhe ist die Mutter des Vergnügens. Ich habe mir ein besonderes Studium daraus gemacht, das menschliche Herz zu ergründen: ich urtheile nur nach meinen Erfahrungen aus der Geschichte. Doch ich versenke mich zu weit in dieses Thema und könnte leicht wie Ikarus aus den Wolken fallen; ich erwarte Ihre Entscheidung mit Ungeduld und werde sie wie Orakelsprüche betrachten. Führen Sie mich auf den Weg der Wahrheit und nehmen Sie die Versicherung, daß, wie diese auch lauten möge, Eines unwiderleglich ist, nämlich der Wunsch, Ihnen einen Beweis zu liefern, wie sehr ich Ihre aufrichtige Freundin bin.

Wilhelmine.

In Berlin eilten die Dinge unaufhaltsam ihrem letzten Stadium, einem vollständigen Bruche zwischen Voltaire und dem Könige, entgegen. Zwei Naturen,

wie Maupertuis und Voltaire konnten nicht lange in gutem Einvernehmen sich neben einander halten. Ersterer war ebenso eifersüchtig, als der Letztere. Der Friede, der bisher unter der Tafelrunde der Ritter des Geistes geherrscht hatte, war nur ein conventioneller, durch äußere Rücksichten gebotener. Schon Ende des Jahres 1751 schreibt Pöllnitz an die Markgräfin: »Unsere Schöngeister leben in einer scheinbaren Herzlichkeit, nur Herr von Maupertuis, der Keinen neben sich in der Gunst des Königs dulden kann, ist seit einem Vierteljahre in Berlin, die anderen verkehren mit einander per theurer Isak (so nannte Voltaire seinen Freund, den Marquis d'Argens, den Verfasser der Lettres juives), theurer Marquis, theurer Graf — aber ich glaube, daß sie sich trotz aller dieser Betheuerungen gegenseitig sehr leichten Kaufes los werden möchten«. In dem nun folgenden sehr unerquicklichen Streite erregt Voltaire Pein und Maupertuis Erbarmen. Wer an Weisheit von Beiden überlegen war, ist schwer zu sagen, wer an Geist, ist leicht zu rathen. Voltaire war hier der Stärkere, aber Maupertuis dennoch der Mächtigere; er war Präsident der Akademie der Wissenschaften, also durch ein großes Amt geschützt und hatte außerdem durch seine Frau, die spätere Oberhofmeisterin der Prinzessin Amalie, eine Stütze in der Berliner vornehmen Gesellschaft.

Der Streit begann folgendermaßen: Der Präsident der Berliner Akademie der Wissenschaften wollte ein

neues Naturgesetz gefunden haben: »Von der Anwendung der kleinsten Kraft (minimum) in den Wirkungen der Körper.« Da trat ein Mathematik-Professor Koenig aus dem Haag auf, ein alter Bekannter Voltaire's aus Cirey, den dieser zwar nie hatte leiden mögen, aber jetzt sehr willkommen hieß; denn der Professor bewies nun der gelehrten Welt, daß schon in einem Briefe Leibniz's, von welchem er ein Fragment in Abschrift mittheilte, von diesem Naturgesetze die Rede sei, und zwar scheine sich der berühmte Philosoph dagegen zu erklären. Arger olympischer Zorn bei Maupertuis, heftiges Herumrücken seiner kleinen runden Perrücke von rothen Haaren, man wollte ihm seine Entdeckung streitig machen! Genug er ließ in öffentlicher Sitzung der Akademie den Brief für falsch erklären. Koenig trat gegen diese Verurtheilung mit einer glänzenden Vertheidigung vor das Publikum, indem er den ganzen Brief mit zwei andern von Leibniz über diesen Gegenstand mittheilte. Nun ließ es auch dem Dichter keine Ruhe mehr, schon längst hatte die Feder in seiner Hand gebrannt, er schrieb den Brief eines Berliner Akademikers, in welchem er Maupertuis des Plagiats beschuldigte und dessen Einwirkung auf die Akademie als einen verderblichen Mißbrauch seiner Stellung hinstellte. Dieser Brief war so herausfordernd, daß auch bald eine Antwort und zwar vom Könige selbst erfolgte; eine energische Erklärung gegen »eine ehrlose Lästerschrift«, eine Vertheidigung des Berliner Präsidenten.

Beide Schriftstücke waren natürlich anonym erschienen, aber ihre Verfasser kannten sich so gut; wir können auch recht wohl begreifen, wie schmerzlich es für den schriftstellerischen Meister sein mußte, mit den Waffen, die er seinen Lehrling schmieden gelehrt hatte, sich nun selbst angegriffen zu sehen. Jetzt war an kein Zurückgehen, an kein Stillstehen mehr zu denken, die Kampflust entbrannte in ihm, er wollte den »applatiseur de la terre« nicht mehr bekämpfen, nein, er wollte ihn vernichten. Sprach's und setzte sich — die Feder tanzte fieberhaft auf dem Papiere auf und ab, »Histoire du docteur Akakia«, diese beißende Satyre auf die wissenschaftlichen Schrullen Maupertuis' war fertig; Maupertuis war gerichtet, denn er war lächerlich gemacht.

Friedrich hatte die Schrift im Manuscript gelesen, sich über die Verspottung des Gelehrten belustigt, Voltaire jedoch ersucht, das Manuscript nicht zum Drucken zu geben. Nichtsdestoweniger kam es denn doch unter die Presse, und zwar mißbrauchte Voltaire zu diesem Zwecke die Erlaubniß, welche ihm der König zum Drucke einer anderen Schrift gegeben hatte. Die Exemplare wurden auf Befehl des Königs vernichtet. In Berlin unterdrückt, tauchte das Buch in Dresden auf, und hier durfte schon damals Alles, was einer Piquanterie gegen Preußen ähnlich sah, ungestraft durchgehen. Jetzt konnte der König die öffentliche Verhöhnung des Präsidenten seiner Akademie der Wissenschaften nicht

länger ungeahndet lassen; denn in Maupertuis war nicht mehr der Gelehrte, in ihm war das öffentliche Amt verhöhnt, und dieses verlangte eine Sühnung.

Es war am 24. December Nachmittags, am Vorabende des Christfestes, wo halb Berlin auf der Straße war. Neugierig umstand die Menge auf den Plätzen ein großes Feuer, welches vom Henker geschürt wurde; in dasselbe wurden Bücher geworfen. Voltaire sah von seiner Wohnung in der Taubenstraße aus dieses Autodafé, schickte, von einer Ahnung bewegt, seinen Secretair hinab, um fragen zu lassen, welches Buch man verbrenne. Die Antwort war: »Histoire du docteur Akakia«. Die Flammen, die auf der winterlichen Schneedecke nach und nach erloschen, loderten in der Brust des Dichters mit erneuter Macht auf. Was hatte er bisher nicht schon Alles erduldet, freilich meistentheils durch seine eigene Schuld, aber auch dann mehr als ein Mann ertragen durfte! Die Flammen verbrannten nicht nur den Doktor Akakia, sondern den letzten geringen Rest dessen, was in dem Dichter an Zuneigung, Verehrung, Rücksicht und Dankbarkeit gegen den König noch vorhanden war. Voltaire sandte sein Pensionspatent, den Orden und Kammerherrnschlüssel an den König zurück; dieser jedoch ließ ihm Alles in den gnädigsten Ausdrücken wieder zurückgeben und überdies noch einladen, nach Potsdam zu kommen und dort seine Zimmer zu beziehen.

Unbegreiflich wäre es von Voltaire, unbegreiflicher noch vom Könige, wie Beide nach diesen Vorgängen noch an ein ferneres Zusammenleben denken konnten, wenn man dieselben eben nur als ephemere Persönlichkeiten und nicht als historische Erscheinungen auffaßte. Aber das war es, sie fühlten Beide gegenseitig ihre Jahrhunders-Bedeutung, ihren Ursprung von ein und derselben Zeitenmutter, ihre innige Zusammengehörigkeit und ihren Weltberuf, das Jahrhundert auf seine Höhe über alle Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung zu führen. Darum der geheimnißvolle magnetische Zug zwischen Beiden, dieses Sichnichtmissenkönnen, daraus das Streben, es doch von Neuem wieder zu versuchen, wenn sie auch noch so weit auseinander waren. Der Geist vereint die Menschen, der Character aber trennt sie. Würde jedoch Voltaire's Character, so wie er sich wirklich gezeigt hatte, zur Erscheinung gekommen sein, wenn dieser enthusiastische, verklärende, vergötternde Briefwechsel mit dem Könige nicht vorausgegangen wäre? Leute, die sich brieflich kennen gelernt haben, sollten das persönliche Begegnen vermeiden; die wirkliche Erscheinung wird stets hinter der illusorischen zurückbleiben, im Geiste sieht man nur Licht, die Person bringt die Schatten mit sich; schließlich ärgert man sich darüber, daß man sich getäuscht; aus dieser inneren Gereiztheit entstehen wieder äußere Verdrießlichkeiten, daraus entfremdende Verdächtigungen, gegenseitige Anklagen, Ungerechtigkeiten, innere Abneigung, bis denn

ähnlich dem Baste, der auch vor dem großen Risse unzählige kleine Spaltungen zeigt, die letzte Erschütterung geschah, welche diese leuchtenden Sterne weit in ihrer Bahn auseinander führte.

Friedrich und Voltaire trugen die Signatur ihrer Zeit, des Jahrhunderts der glänzendsten Widersprüche, wie sie vordem kein anderes aufzuweisen hatte. Friedrich war ein Genie, Voltaire nur ein Talent, aber das glänzendste; Friedrich erhob sich über die Widersprüche seiner Zeit zu einer klaren, großen, einheitlichen Persönlichkeit, Voltaire blieb in denselben stecken und zeigte darum so oft einen Doppelcharacter. In ihm lebte ein sittliches, religiöses, hohes Ideal, aber anstatt dasselbe mit der Welt der Thatsachen in Einklang gekommen wäre, wie bei Friedrich, gerieth es mit derselben stets in Conflict. Mit seinem Ziele wächst der Mensch; mit den Schwierigkeiten dieses Zieles hebt sich die sittliche Kraft. Friedrich hatte, um seine menschliche Schwäche zu stärken, seinen Degen; Voltaire, um seine Stärke zu schwächen, seine Feder, deren Macht so groß und für ihn so leicht verführerisch war.

Wie kann man aber noch fragen, ob Voltaire ein Dichter war, wenn man sein langes, im ewigen Kampfe sich verzehrendes Leben betrachtet? Warum sollte er keiner gewesen sein? Etwa weil er Ländereien und Equipagen besaß und glückliche Geldspeculationen gemacht hatte? Er war mit demselben Anspruche ein Dichter, wie es Homer, Dante, Shakespeare, wie es

Corneille und Göthe gewesen. Frankreich aber brauchte einen anderen Dichter als Griechenland in seiner Heroenzeit, das achtzehnte Jahrhundert eine andere Sprache, als die Milch der Sprache Homer's, oder den Feuerwein derjenigen Dante's, es brauchte Scheidewasser, um den blinden Aberglauben, die dünkelhafte Frömmelei, die falsche Abgötterei, die maßlose Intoleranz, die geistige Tyrannei der Zeit damit zu überschütten, und seiner Entrüstung, seinem Zorne, seinem Schmerze und seiner Verachtung Ausdruck zu geben. Je bitterer, vernichtender die Sprache Voltaire's ist, desto schärfer bezeichnet sie den weiten Abstand der äußeren Welt von der seines Ideals; je breiter diese Kluft, desto höher erscheint dieses Ideal, und wenn es eine Wahrheit ist, daß dieses dem Dichter den Weihekuß verleiht, so war Voltaire ein mit diesem Kuß Begnadigter. Freilich die höchste Weihe blieb ihm versagt. Er war der Bannerträger der Negation, er war ein glänzender, aber darum kein großer Dichter; denn das Genie ist immer positiv, und dazu fehlte Voltaire der Charakter und vor Allem die Treue.

Wir wollen den Ereignissen wieder folgen. Voltaire fühlte am Ende wohl selbst, daß es zwischen ihm und dem Könige doch nicht wieder zu den früheren innigen Beziehungen kommen würde, obgleich sie scheinbar völlig ausgesöhnt in gutem Einvernehmen auseinander gingen; er reiste am 26. März 1753 von Potsdam ab, um in die Bäder von Plombières zu gehen. In Frankfurt

sollte ihn seine Nichte erwarten. Schon von Leipzig aus bedrohte er nicht nur Maupertuis mit neuen Pasquillen, sondern schrieb auch gegen den König Schmähschriften in den Zusätzen zu seinem Romane »Zadig«, in »Les voyages de Scarmentado«; seine Feder war nun einmal auch sein Dämon.

Nach einem Aufenthalte bei der geistreichen Herzogin von Sachsen-Gotha auf dem Friedenstein bei Gotha und bei dem Landgrafen von Hessen-Kassel, kam er am letzten Mai 1753 in Frankfurt a. M. an. Hier erfuhr er denn eine Behandlung, die für den König ewig ein Vorwurf geblieben wäre, wenn dieser später nicht erklärt hätte, daß Alles, was außer der Abforderung des Ordens, des Kammerherrnschlüssels, seiner Briefe und Gedichte geschehen, wider seinen Befehl und Willen erfolgt war. So war es auch.

Kriegsrath von Freytag, Resident des Königs in Frankfurt a. M., hatte den Auftrag, dem Reisenden obige Gegenstände abzufordern. Ihm schob auch Voltaire später alle Schuld zu, und so groß war die Bitterkeit, welche die Erinnerung an diese Tage in ihm erzeugte, daß er noch vier Jahre später an den Marschall von Richelieu, der mit französischen Truppen auf dem Wege nach Deutschland war, schrieb: »Wenn Sie durch Frankfurt kommen, bittet Sie Madame Denis sehr angelegentlich, daß Sie gütigst ihr die vier Ohren von zwei Schurken (nämlich Freytags und seines Gehilfen, eines Hofraths Schmidt) zusenden möchten«. Außer

den Poesien übergab der einstige Günstling Alles, was ihm abgefordert wurde. Am 17. Juni traf das Manuscript der Gedichte des Königs ein und wurde ebenfalls an den Bevollmächtigten ausgehändigt. Da noch keine Ordre von Potsdam eingetroffen war, obwohl die Sache selbst schon erledigt, da Voltaire unterdessen einen vereitelten Fluchtversuch gemacht hatte, so ließ dieser Freytag am 20. Juni Voltaire mit seiner Nichte verhaften und unter einer Escorte von Frankfurter Stadtsoldaten — man stelle sich dieses Schauspiel vor — öffentlich in eine Art von Gefängniß abführen. Der unwürdigsten Behandlung preisgegeben, wurde Madame Denis bis zum 25. Juni, ihr Onkel aber bis zum 6. Juli in Verhaft gehalten, nachdem am 5ten Befehle des Königs aus Potsdam eingetroffen waren, Herrn von Voltaire unverzüglich seiner Haft zu entlassen.

Diese empörende Rechtswidrigkeit, ausgeführt in falschem Diensteifer von einer subalternen Natur, einem Manne, von dem Voltaire behauptete, er sei früher in Sachsen schimpflich verurtheilt gewesen, obwohl es nicht denkbar ist, daß der König einen solchen Mann an einen derartigen Vertrauensposten gestellt hätte — diese That war in einer gewissen Stadt Frankfurt möglich, die sich von jeher mit so viel Behagen und so wenig Recht eine freie Reichsstadt nannte und stets so große Furcht vor dem Mächtigen hatte, daß sie auch diesmal nicht wagte, einem solchen willkürlichen, aller Stadtfreiheit Hohn sprechenden Verfahren Einhalt zu thun. Welcher Schick-

salswechsel! Voltaire in der Hand von rohen ordinairen Menschen, überliefert ihren Insulten und Gemeinheiten, behandelt wie ein Verbrecher — und Voltaire, der Abgott der Pariser und aller Großen, der Freund des Königs, der in Berlin so lang Ersehnte und sein sonnenleuchtendes Erscheinen bei jenem Carroussel! Warum der König ihm die Gegenstände nicht gleich bei seiner Abreise von Potsdam hatte abfordern lassen? Voltaire's Absichten traten durch seine Haltung und sein Benehmen erst klar während des Aufenthaltes in Leipzig zu Tage; daraus gewann dann der König die Ueberzeugung, daß jener von seinen Poesien, welche satyrische Ausfälle gegen fremde Höfe, namentlich gegen einflußreiche Persönlichkeiten und das Treiben am Hofe von Versailles enthielten, einen schlimmen Gebrauch machen würde, und die That rechtfertigte diese Befürchtung. Die meisten und hartnäckigsten Feinde in Versailles erwuchsen dem Könige theils aus seinen Versen, theils aus seinen mündlichen, scharfen Aeußerungen über die Personen, welche damals Frankreichs Geschicke leiteten; Friedrich der Große konnte Schlachten gewinnen, aber niemals eine beißende Bemerkung zurückhalten. Noch von Berlin und Potsdam aus war Voltaire's Hauptaugenmerk sehnsüchtig nach Versailles gerichtet. Was er in Preußen nicht erreichen konnte, zu einer diplomatischen oder staatsmännischen Stellung zu gelangen, das hoffte er noch immer von seinem Vaterlande und darum suchte er dort, wo das Vertrauen auf ihn bedeutend gesunken war,

sich wieder in Gunst zu setzen, darum beging er Dinge, welche in Sanssouci ihn um jedes Vertrauen brachten, und ihm doch in Versailles darum kein neues erwarben. Friedrich hatte ihn schon durchschaut, während er mit ihm anscheinend noch auf dem besten Fuße stand. Als Voltaire nach einer längeren Abwesenheit von Sanssouci seine Zimmer dort wieder bezog, fand er die Wände gelb, mit der Farbe der Mißgunst, lackirt, und die Möbeln mit Tapisserien bezogen, auf denen die Fabeln vom Fuchse dargestellt waren. Von dieser Zeit fing auch die reservirte Haltung des Königs an.

Als Voltaire nach Preußen kam, um hier mit dem königlichen Philosophen in täglichem und vertrautestem Umgange zu leben, da ging durch die ganze gebildete Welt ein Staunen und stilles Freuen; denn bisher war ein solches Verhältniß nur sich selber Beispiel gewesen. Für das erwachte deutsche Bildungsbedürfniß zogen helle Sterne herauf, schöne Hoffnungen, nicht etwa, daß Voltaire der Leitstern des deutschen Geistes sein könnte, wohl aber, daß solch Beispiel eines großen Königs in den Einzelnen Eifer und Streben erregen möchte, aus der geistigen Verwahrlosung herauszutreten und sich ideellen Interessen hinzugeben. Das Wort des späteren Dichters:

»Drum soll der Sänger mit dem König gehen;
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.«

schien hier zu schönster Erfüllung gediehen zu sein, wenn eben diese Höhen nicht ihre großen Gefahren hätten.

Die meisten Dichter, die wir in solchen Verhältnissen sahen, waren ikarische Naturen, ihre Phantasie hob sie zur Sonne, aber sie verloren den materiellen Schwerpunkt und fielen herab; nur Göthe-Apollo vermochte sich auf der rechten Bahn zu halten. Bei Voltaire kam aber noch etwas Anderes hinzu, bei ihm rächte sich der innere Widerspruch, sich im Glanze des Hofes, Staates und der königlichen Autorität zu sonnen, während seine ganze Thätigkeit doch rastlos auf deren Sturz hinarbeitete.

Frankfurter Stadtsoldaten waren das Ende — ein recht klägliches Ende und eine ungeheure Ironie, wenn nicht ein so schmerzlicher Ernst darin läge. Denn die Frankfurter Katastrophe war es, die den Keil des Grolles in das Herz des Dichters trieb und jene Inconsequenzen, Widersprüche, Unwürdigkeiten und treulosen Handlungen herbeiführte, die wir später an Voltaire gegen seinen einstigen, königlichen Freund zu beklagen haben.

Madame Denis hatte sich schon am 11. Juni persönlich an den König gewandt, und um Losgabe ihres Onkels gebeten; Voltaire hatte ebenfalls an den Abbé de Prades geschrieben — keine Antwort war erfolgt. Was sollte das bedeuten? Die Verkehrsmittel waren damals äußerst mangelhaft und wenn man schon, um von Potsdam nach Frankfurt a. M. zu gelangen, vier bis fünf Tage brauchte, so wurde diese Zeitfrist durch die Reise des Königs nach Preußen noch um das

Doppelte verlängert. Die am 20. Juni erfolgte förmliche Verhaftung trieb dem so leicht erregbaren Dichter vollends das Blut zum Kopfe. Durch die Hände der Markgräfin war schon früher gegen das Ende 1752, nach dem Erscheinen des Akakia, ein Brief an den König, eine Vertheidigung, ein letzter Versuch zur Wiedergewinnung der königlichen Gunst gegangen. Wo bot sich eine einflußreichere und hilfeversprechendere Vermittlung? Voltaire wollte sich nur an die Markgräfin wenden; denn wie konnte er wissen, ob der König überhaupt einen Brief von ihm noch annehmen würde! Bei seiner Nichte hingegen war das ein ander Ding; die konnte direkt an den Monarchen schreiben; sie war eine Dame, sie war Französin und zwischen ihr und dem Könige lag keine Vergangenheit. Ihr Brief an den König ist vom 21. Juni datirt, und mag der Schreiberin viele Ueberwindung gekostet haben. Sie haßte den König, angeblich weil er ihren Onkel vor Aerger würde sterben lassen, in Wahrheit aber, weil sie so allein in Paris leben mußte, fern von ihrem Onkel, dessen Triumphe sie mit zu genießen gewohnt war. Das Schriftstück unterscheidet sich von dem ihres Onkels an die Markgräfin nur durch die Form, der Inhalt ist so ziemlich derselbe, auch in den Uebertreibungen; so ist von zwölf Soldaten die Rede, während nur zwei die Wache versahen; ebensowenig dachte der Dichter daran, von Frankfurt aus mit seiner Nichte die Reise nach Baireuth zu machen. Dieser Brief ist

noch am Abend der Verhaftung geschrieben und von Varnhagen in dessen Aufsatze »Voltaire in Frankfurt a. M.« mitgetheilt.

Von Voltaire.

Madame!

Möge das Mitleid Ew. Königlichen Hoheit rege werden und Ihre Gnade uns schützend entgegenkommen! Meine Nichte, Madame Denis, welche nach Frankfurt gekommen war, um mich zu trösten, in deren Absicht es lag, die Reise zu Ihnen zu unternehmen, um vereint mit mir zu Ihren Füßen Ihre Vermittlung anzuflehen, eine Frau, die in Paris allgemeine Achtung und Verehrung genießt, ist durch einen Untergebenen des Herrn v. Freytag, Residenten Seiner Majestät Ihres Königlichen Bruders, so eben in Verhaft genommen worden. Dieser Mensch hat sie im Namen des Königs mitten unter dem Zulauf der Bevölkerung in dasselbe Haus abführen lassen, wohin man mich gebracht hat; man hat ihre Kammerfrau und ihre Diener ihr genommen, vier Soldaten sind vor ihrer Thüre postirt, und der Mensch verbringt die Nacht in ihrem Zimmer — das ist die Absicht.

Als mich Herr v. Freytag am 1. Juni im Namen des Königs festhielt, übergab ich ihm alle Briefe, welche ich von Seiner Majestät in Händen hatte. Er forderte noch den Band mit den Poesien des Königs von mir;

derselbe war in einer Kiste, welche von Leipzig nach Hamburg gehen sollte. Herr v. Freytag unterzeichnete zwei Zettel mit folgendem Wortlaut:

> Sobald die große Kiste mit dem poetischen Werke, welches im Auftrage des Königs mir übergeben werden soll, zurück ist, können Sie abreisen, wohin es Ihnen beliebt.

Das fragliche Buch kam den 17. Juni Abends an, ich wollte am 20sten abreisen, nachdem ich alle meine Verpflichtungen erfüllt hatte. Man hat mich, meinen Secretair und meine Nichte arretirt. Wir haben vor unsern Thüren zwölf Soldaten. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, liegt meine Nichte in Krämpfen. Wir wissen sicher, daß der König solche entsetzliche Gewaltthätigkeit niemals gutheißen wird.

Haben Sie die Gnade, Madame, ihm diesen Brief zu senden, und wollen Sie ihm die Versicherung geben, daß ich trotz einer so unerhörten Behandlung mit derselben Verehrung und mit gleicher Anhänglichkeit an seine Person bis zum letzten Athemzuge verharren würde. Ich bitte ihn nochmals für meine Vergehen inständigst um Verzeihung. Immer noch hatte ich geglaubt, er würde mir die Gnade gewähren und mich eine Vertheidigung gegen Maupertuis versuchen lassen. Wenn es ihm jedoch unangenehm ist, so will ich auch nicht mehr davon sprechen. Nochmals, Madame, wiederhole ich es, mein Herz hat niemals aufgehört, für den König

zu schlagen und wird es auch nimmermehr. Für Eure Königliche Hoheit wird es stets von den zartesten Gefühlen der Verehrung erfüllt sein.

Bruder **Voltaire** — leider nur einstmals!

Frankfurt, den 20. Juni 10 Uhr Abends.

In sieben Tagen endlich gelangte die Sendung von Frankfurt nach Baireuth, denn die Taxis'sche Post schonte ihre Rosinanten. Am 29. Juni geht, wie wir vermuthen, aus jenem kleinen verborgenen Studir- und Schreibekabinete in Eremitage ein Brief an den König ab, in welchem sich folgende Stellen finden: »So eben habe ich von Voltaire und Madame Denis ein ganzes Packet erhalten, welches ich so frei bin, Dir zu senden. Es ist mir nicht lieb, daß sie sich gerade an mich wenden, aber in der Furcht, ich möchte in diese schlimme Geschichte verwickelt werden, schicke ich Dir, liebster Bruder, Alles, was ich von ihnen erhalten habe. — Hat Voltaire irgend mündlich oder schriftlich den Dir gebührenden Respect verletzt, so steht er in meinen Augen als der unwürdigste und elendeste Mensch da. Ein solches Betragen kann ihm nur die Verachtung aller ehrenwerthen Menschen zuziehen. Sein Alter, seine Schwäche und sein durch diese Katastrophe beschädigter guter Ruf flößen mir jedoch Mitleiden mit ihm ein. Wenn ein Mensch zur Verzweiflung gebracht wird, ist er zu Allem fähig. Nach Deiner Meinung, liebster Bruder, habe ich vielleicht zu Gunsten

seines Geistes noch zu viel Wohlwollen für ihn, aber in Deinem Herzen wirst Du mein Mitleid mir nicht übel deuten. Selbst der Schuldige hat darauf ein Recht, sobald er unglücklich ist.«

Ja wohl hatte die Freundin Mitleid mit ihm, mehr als sie vielleicht dem Bruder gestehen wollte. Sie konnte die Fehler Voltaire's nicht leugnen, sie konnte sie aber begreifen.

Dem Könige wäre es sehr lieb gewesen, wenn Voltaire anstatt nach Gotha und Frankfurt, nach Baireuth gegangen wäre. Dann hätte er dorthin Jemand geschickt, um die Gegenstände zurückfordern zu lassen. Wie peinlich wäre dies für die Markgräfin gewesen! Wir ergründen vollkommen ihr Gefühl und pflichten ihr von ganzem Herzen bei, wenn sie Dem hatte entgehen und Voltaire verhindern wollen, mit seiner Nichte nach Baireuth zu kommen.

Durch die folgenden, kurz nach Voltaire's Weggang geschriebenen Zeilen an ihren Bruder erkennt man, wie schmerzlich der Bruch zwischen Beiden für ihr Empfinden ist und wie sie bemüht war, mit ihrer weichen, weißen Hand die Zorneswange des Königs zu streicheln. »Die Briefe, welche er hierher geschickt hat, welche ohne irgend einen Argwohn oder eine Absicht geschrieben sind, und die man mir nur auf inständiges Bitten gezeigt hat, sind in Bezug auf Dich voll der höchsten Anerkennung. Er nennt Dich mit Recht einen großen Mann und beklagt sich nur über die Bevor-

zugung, die Du Maupertuis hast zu Theil werden und darüber, daß Du Dich gegen ihn hast einnehmen lassen. Maupertuis übergießt er mit der schärfsten Lauge seines Spottes, und ich gestehe lieber Bruder, als ich es las, konnte ich mich des Lachens nicht enthalten; denn es war so komisch geschrieben, daß man unmöglich ernsthaft bleiben konnte.«

Am 7. Juli antwortet der König seiner Schwester, daß er schon vor 14 Tagen Befehl habe ergehen lassen, Voltaire und seine Nichte der Haft zu entlassen. Für die Lage und Gemüthsstimmung, in welcher der Dichter sich befand, wäre nur der elektrische Strom das entsprechende Verkehrsmittel gewesen, nicht aber die deutsche Reichspost, die auf Schneckenfüßen ging. Die Ordre des Königs, bezüglich seiner Freilassung, ließ noch immer auf sich warten, das heißt, sie war schon in den Händen des Kriegsraths, allein dieser in ängstlichen Skrupeln befangene Mann glaubte noch eine Antwort auf einen inzwischen an den König abgegangenen Bericht erwarten zu müssen; denn der Formula mußte genügt werden, selbst wenn diese einen Gefangenen noch einige Tage Freiheit kosten sollte. In seiner Verzweiflung gewann es endlich Voltaire über sich, persönlich sich an den König zu wenden, wenn auch schon durch Vermittlung der Freundin. Von welchem Datum diese Bittschrift, wissen wir nicht, wahrscheinlich von demselben, wie das Begleitbillet an die Markgräfin. Der wiederholte Befehl des Königs vom 9. Juli an Freytag, den

9*

Verhafteten frei zu geben, erfolgte jedoch nicht auf einen Brief Voltaire's an de Prades hin, wie Varnhagen angiebt, sondern auf die unmittelbare Bitte des Dichters an den König. Das folgende Billet kann uns Gewähr dafür sein.

Von Voltaire.

Frankfurt, den 29. Juni 1753.

Ich nehme mir die Freiheit, Eure Königliche Hoheit inständigst zu bitten, beiliegendes Bittgesuch gnädigst in die Hände Seiner Majestät gelangen zu lassen. Unsere einzige Hoffnung beruht auf Ihrer Fürsprache. Der fürchterliche Zustand, in dem ich mich befinde, mag meine Entschuldigung sein, daß ich nur diese wenigen Zeilen schreiben kann; sie sind mit meinen Thränen getränkt. Ich werfe mich Ihnen zu Füßen.

V.

Am 7. Juli endlich konnte Voltaire von Frankfurt abreisen, über Mainz, Worms nach Mannheim und dem Lustschlosse Schwetzingen, wo ihn der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz mit Ehren überhäufte. Es war derselbe heitere, sinnliche, den Lehren Voltaire's damals sehr ergebene Karl Theodor, der später, als die Gräuel der Revolution hereinbrachen, mit Schauder auf diese Periode zurückblickte und sein reuiges Haupt an der Brust seines allmächtigen Beichtvaters, des Pater Frank

vergrub. Von Schwetzingen ging es nach Rastatt und Kehl; in Straßburg wurde Halt gemacht. Der Gedanke an eine Rückkehr nach Potsdam keimte wieder in Voltaire auf. Jetzt vielleicht in der Unsicherheit des Hin- und Herwanderns mochte er einsehen, daß er dort wirklich eine Heimath gehabt hatte, eine Freistätte seiner Gedanken, eine ehrenvolle Stellung an einem glänzenden Hofe, einen bewundernden Freund, der auf der höchsten Stufe freier, geistiger Anschauung stand, und in dem Freunde einen großen König, den er wiederum bewundern konnte. In Potsdam gab es keine fanatische Geistlichkeit; dort war er nicht gezwungen, wie in Colmar, zu Ostern einen Kapuziner kommen zu lassen und zu beichten, um seine Staatsgefährlichkeit zu widerlegen. Wo bot sich ihm wieder ein solches Asyl? Vielleicht in Frankreich? O nein, dort war sein Aufenthalt für die Dauer nicht möglich, das hatte man ihm von Paris aus zu verstehen gegeben. Vielleicht war noch eine Aussöhnung, eine Rückkehr möglich. Wenn Jemand ihm dieselbe zu Friedrich dem Großen bahnen konnte, so war es die Markgräfin. Jetzt wären die Kolbenschläge der Grenadiere und die Wirbel der Tambours für ihn die Musik der Sphären.

Von Voltaire.

Straßburg, den 22. December (1753).

Madame!

Ich würde mich vor Eurer Königlichen Hoheit einer Schuld anklagen und meine liebsten Empfindungen verleugnen, wenn ich Ihnen in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht schriebe. Mit großem Erstaunen, aber mit um so größerer Dankbarkeit vernehme ich eben von der Frau Herzogin von Gotha, daß sie Herrn von Gotter beauftragt hat, mit Ihrem Bruder dem Könige wegen meiner zu sprechen und auch Ihren Schutz zu meinen Gunsten bei Sr. Majestät anzurufen. Eure Königliche Hoheit wissen recht gut, daß ich außer Ihrer Fürsprache weder jemals eine andere nöthig noch gewollt hatte. Ohne die verdrießlichen Zwischenfälle und die unglückselige Reise meiner Nichte wäre ich von Leipzig nach Baireuth gekommen, um mich Eurer Königlichen Hoheit zu Füßen zu legen. Das Unglück ist nun einmal geschehen. Ist es denn aber gar nicht mehr wieder gut zu machen? Wird die Philosophie des Königs, Ihre Humanität, werden Ihre Rathschläge und Ihre Bitten denn Nichts ausrichten können? Wer wird dem großen Manne die Wahrheit sagen, wenn Sie es nicht thun, Madame? Ich habe es dem König mündlich, ich habe es ihm schriftlich gesagt, und ich werde mein ganzes Leben daran festhalten, daß mein Betragen ein Unrecht war. Aber ich bitte Sie, Madame, ist es denn auch eine so große Staatsangelegen-

heit? Nein, es ist Nichts als eine literarische Kinderei, ein algebraischer Streit, ein Minimum, und darum wurde ich in Frankfurt sechs Wochen gefangen gehalten, darum habe ich die ganze Saison verloren, den Gebrauch der Bäder gegen ein hartnäckiges Leiden, darum mußte meine Nichte von Soldaten durch die Straßen von Frankfurt geschleppt werden, und darum durfte ein Nichtswürdiger, der über Nacht allein mit ihr war, und ihre Dienerschaft entfernt hatte, es versuchen, sie zu beschimpfen. Diese Gewaltthätigkeiten wurden von einem gewissen Freytag ausgeübt, welcher sich als Gesandter des Königs gerirt. Ohne Zweifel weiß der König nicht, daß dieser Mensch früher in Dresden in Stock und Eisen stand und die Karre ziehen mußte. Das Alles weiß man an allen Höfen sehr wohl, vielleicht aber sind Seine Majestät der Einzige, der es nicht weiß.

Und in welchem Zustande, Madame, befinde ich mich? Ich bin alt und gebrechlich. Ich habe dem Könige die letzten Jahre meines Lebens geopfert, ich habe drei Jahre lang nur für ihn gelebt, alle Zeit war zwischen ihm und der Arbeit getheilt, für ihn habe ich Alles aufgegeben, und das weiß er auch. Und sollte er denn darum nicht einen unglückseligen literarischen Streit vergessen können? Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, Madame, denn Eure Königliche Hoheit sind werth, sie zu hören.

Das ganze Unglück kommt von dem Briefe, welchen Ihr königlicher Bruder gegen König und gegen mich drucken ließ, in einer Zeit, wo er von dem Gegenstande des Streites nicht genau unterrichtet war. Ich sage das nicht, um mich von aller Schuld rein zu waschen, ich gestehe ja, daß es sehr unrecht von mir war, daß ich nicht schweigen konnte und mich widersetzt habe. Aber funfzehn Jahre zärtlichster Anhänglichkeit müßten doch im Stande sein, um für einen Augenblick muthwilliger Laune Verzeihung zu erhalten. Eure Königliche Hoheit sollen darüber entscheiden, indem ich Sie frage, ob es für einen so großen Mann nicht ebenfalls ruhmvoll ist, einen Fehler zu vergessen und sich geleisteter Dienste zu erinnern?

Sollen denn für die Nachwelt die ganze denkwürdige Correspondenz zwischen mir und dem Könige, und die grenzenlose Verehrung, welche ich ihm stets an den Tag gelegt habe, darum aufbehalten werden, damit diese sagen könne: Dies Alles hat mit dem Kerker und mit der Beleidigung eines unschuldigen Weibes geendet? Ah, Madame, besteht denn der Ruhm allein darin, eine gute Armee zu haben? Ihr königlicher Bruder liebt den Ruhm, das heißt den wahrhaften, und er verdient ihn auch. Er liebt Sie und er muß Ihnen glauben. Madame, zeigen Sie jetzt die Größe Ihrer Seele und versuchen Sie es, sein Herz zu rühren, thun Sie Alles, was Ihnen zweckdienlich erscheint, ich

lege mein Schicksal ganz in Ihre verehrungswürdigen Hände. Ich spreche Eurer Königlichen Hoheit nicht von dem, was man darüber in Versailles, in Wien, in Paris und in London sagt. Der König muß allein Ihr Herz hören und an dieses nur sollen Sie sich wenden und Sie rühren es gewiß; denn Sie verstehen dieses Herz. Das meinige wird auf ewig von dem tiefsten und zärtlichsten Respect für Eure Königliche Hoheit durchdrungen sein. Erlauben Sie wohl, daß ich auch Seiner Durchlaucht dem Markgrafen meine Huldigung zu Füßen lege?

Vordem Bruder **Voltaire.**

Ist das nicht ein höchst merkwürdiger Brief? Nach einer Mittheilung des Marquis d'Argens an d'Alembert schien die Markgräfin beim Könige wirklich Schritte gethan zu haben. Wie konnte sie auch anders nach einem solchen bezaubernden Sündenbekenntnisse! Auch die geistvolle und großherzige Herzogin von Sachsen-Gotha durch den Grafen Gotter, den liebenswürdigen Epikuräer, den der König gern leiden mochte und der in der Nähe von Gotha in Molsdorf wohnte, hatte Aehnliches bei Friedrich II. versucht, dieser jedoch blieb unerschütterlich. Voltaire war und blieb für ihn »Vordem Bruder Voltaire«.

»Was Dich, liebe Schwester, betrifft«, hatte Friedrich seiner Schwester am 12. April (1753) geschrie-

ben, »so rathe ich Dir, ihm nicht eigenhändig zu schreiben, ich habe dabei schlimme Erfahrungen gemacht.« Diese Warnung, welche der Schwester vielleicht ein Befehl war, ist wohl die Ursache, daß sich von der Markgräfin bis zum Jahre 1757 unmittelbar keine Briefe vorfinden; mittelbar mag wohl der Verkehr durch d'Adhémar und den Marquis von Montperny unterhalten worden sein, es ist sogar sehr wahrscheinlich. Jedenfalls war die Markgräfin vorsichtiger geworden, eine Entfremdung jedoch zwischen Voltaire und ihr nicht eingetreten. Sie war die Hand, die den spärlichen Verkehr zwischen ihm und dem Könige unterhielt und wie wir aus einem späteren Briefe sehen, auch wieder vermittelte, er schrieb ihr Verbindlichkeiten, schickte ihr seine Bücher, so jetzt »Annales de l'Empire«, »welche die Frau Herzogin von Sachsen-Gotha bestellt hatte, wie man kleine Pasteten zu bestellen pflegt.« In Gotha hatte sich die hohe Auftraggeberin beim Dichter beklagt, daß sie keine Geschichte ihres Vaterlandes, d. h. keine deutsche Geschichte lesen könne, was wir der Frau Herzogin gar nicht verdenken können, sie verlangte Geist und in den damaligen Geschichtsbüchern war nur gelehrter Wust. Voltaire, immer verbindlich, namentlich gegen Fürstinnen, setzte sich in die große Bibliothek des Friedensteins zu Gotha und begann das Buch, welches auch die Veranlassung war, daß er noch im Jahre 1753 anch Colmar übersiedelte und zwar wegen der Hülfe,

die er in dem dortigen Advokaten Dupont, dem gründlichsten Kenner des deutschen Reichs-Staatsrechtes, für seine neueste Arbeit fand. Dieselbe war so rüstig vorwärts geschritten, daß der Verfasser bereits Anfangs 1754 gedruckte Exemplare an die Freundin nach Baireuth übersenden konnte.

Von Voltaire.

Colmar, den 25. Januar (1754).

Madame!

Ich lege diese neue Huldigung zu den Füßen Eurer Königlichen Hoheit nieder und bitte Sie, dieselbe gnädigst anzunehmen. Bruder Voltaire ist immer derselbe, er hat nur seine Zelle vertauscht, aber Nichts in seiner Empfindung für Eure Königliche Hoheit geändert und vielleicht wird auch eines Tages der so berühmte und so verehrungswürdige Vater Prior zur Einsicht gelangen, daß sein Mönch sich niemals gegen ihn vergangen hat und ihm seine Zuneigung bis zum Tode bewahren wird.

Ich bitte Eure Königliche Hoheit unterthänigst um die Erlaubniß, durch Ihre Hände, welche Alles, was sie berühren, gewissermaßen auch weihen, dieses bescheidene Werk Dem überreichen zu dürfen, welcher stets der Gegenstand meines Denkens und meines Schreibens war, und Der, wie auch Sie, Madame, der beste Richter ist.

Zeit meines Lebens bin ich mit tiefstem Respecte und unveränderlicher Anhänglichkeit, Madame, Eurer Königlichen Hoheit

unterthänigster und gehorsamster Diener

Voltaire.

P.S. Erlauben Sie vielleicht gnädigst, daß ich diesem Packete zwei Exemplare für Herrn von Adhemar und Herrn von Montperny beilege?

Getreulich hatte die Markgräfin den Auftrag erfüllt. Unter dem 10. März (1754) antwortet ihr der König: »Sehr überrascht war ich, von Voltaire ein Buch mit einem großen Briefe zu erhalten; ich will durch den Abbé (de Prades) darauf antworten lassen und zwar so, daß ich mir Nichts vergebe.«

Zehn Monate waren vergangen, als am 23. October 1754 dem Einsiedler von Colmar eine Botschaft zuging, die ihn eben so sehr überrascht als erfreut haben mag. Schwester Wilhelmine ließ Bruder Voltaire ihre Ankunft in Colmar anzeigen und ihn um seinen Besuch bitten.

Die Kränklichkeit der Markgräfin war auf besorgnißerregende Weise im Zunehmen, und ein milderes Klima, Südfrankreich und Italien dringend nöthig; sie war auf der Reise dahin und wünschte den Freund zu sehen. Diese Botschaft glich einer Rose, die einem zwischen vier Mauern Vereinsamten plötzlich zu Füßen niederfällt.

Er kam: »Das Wiedersehen war sehr rührend.« Er blieb zum Souper; er war im Ganzen volle acht Stunden mit der Freundin zusammen und in dem Verkehr mit ihr um so unabhängiger, als der Markgraf erst des andern Tages nachkam; in dieser Zeit knüpften sich die Bande des Freundschafts-Verhältnisses, wenn sie etwas gelockert waren, neu und fester. Wir glauben es zur Ehre des Dichters, daß er bei dem Wiedersehen nicht ohne Rührung geblieben war. Wie Vieles hatten sich Beide zu sagen! Es lag so reicher Stoff vor, und das allen Groll entfesselnde und versöhnende Menschenwort mag hier seine wohlthätige Macht geübt haben. Hier mag Voltaire erfahren haben, daß die Vorgänge in Frankfurt wider den Befehl und Willen des Königs erfolgt waren. Die Hand der Markgräfin träufelte Balsam in die noch frischen Wunden, sie war bemüht, alles Ueble, was dem Freunde im Namen des Königs widerfahren war, gut zu machen und allen Groll gegen den geliebten Bruder aus seinem Herzen zu verbannen, durch ihre bezwingende Huld und Güte, und jene versöhnende Macht, welche die Natur dem Herzen des Weibes verliehen hat. Auch ein kostbares Geschenk hatte sie ihm mitgebracht und zuletzt wünschte sie Madame Denis zu sehen. Sie kam auch des andern Morgens, die kleine graziöse Madame Denis, die den König so sehr haßte und die Schwester nur um so lieber gewinnen mußte. Die Erinnerung an vergangene Zeiten, an Rheinsberg und Eremitage und Sanssouci wurde

wachgerufen, über die Substanzen des Cartesius und über Locke's »Essay« disputirt, und dazwischen über »La pucelle« gelacht. »Alles das erschien mir wie ein Traum«! ruft der Dichter, dem das Herz von dem Genusse dieser Stunden überging, in einem Briefe aus. »Kommen wir darin überein, daß die Frauen mehr werth sind, als die Männer.« In Lyon trafen sie wieder zusammen. Hier hatte die Markgräfin einen längeren Aufenthalt genommen, sah sehr häufig den Cardinal Tencin, verkehrte mit den Jesuiten, so daß eines Tages die Schreckensnachricht nach Berlin gelangte: Die markgräflichen Herrschaften sind katholisch geworden! Voltaire beeilte sich, dem Cardinal Tencin, Erzbischof von Lyon, seine Aufwartung zu machen. Im Galakleide, gestützt auf den Arm seines Secretairs Colini, durchschritt er die lange Reihe der Gemächer und trat gemeldet, allein in das Empfangszimmer des Cardinals, aber schon nach einigen Minuten kehrte er zurück, auf's Tiefste verletzt von dem Empfange Tencin's, der ihm gleich mit den Worten entgegenkam, daß er ihn nicht zum Diner laden könne, weil er am Hofe so schlecht angeschrieben sei. Für dieses wenig taktvolle und brüske Entgegenkommen entschädigten ihn der Enthusiasmus des Publikums und die Liebenswürdigkeit der Markgräfin. Voltaire hatte nämlich Colmar für immer verlassen, er gedachte sich in der Nähe dieser Stadt für den Rest seines Lebens einen festen Wohnsitz zu gründen, allein seine alten hartnäckigen Feinde, die Jesuiten,

die schon den Bayle, d. h. dessen Dictionnaire, in dieser Stadt öffentlich verbrannt hatten, suchten ihm auf jede Weise den Aufenthalt zu verleiden; sie waren unversöhnlich. Der Beichtvater des Königs Stanislaus, P. Menou, war dabei sehr thätig, er hatte den Streich, welchen Voltaire und Madame du Chatelet ihm mit Madame de Boufflers gespielt, nicht wieder vergessen können. »Lieber Freund,« hatte Voltaire zu seinem Secretair nach der kurzen Audienz bei Tencin geäußert, »dieses Land taugt nicht für mich.« So wurde der sechszigjährige, kränkliche und gebrechliche Mann abermals genöthigt, den Wanderstab zu ergreifen, um im Schooße der freien Schweiz ein Vaterland zu suchen.

Zuerst erwarb er Monrion, ein Haus, welches auf einem Weinberge zwischen Lausanne und dem Genfersee lag, er bewohnte es aber nur kurze Zeit, weil dort so ziemlich alle Bequemlichkeiten fehlten, die für ihn und seine Nichte, eine verwöhnte Pariserin, nothwendig waren. Er, den die ganze Welt für einen Geizhals ausgeschrieen hatte, richtete sich nun auf großem Fuße ein. Sein jährliches Einkommen betrug schon damals über 100,000 Fr., glückliche Finanzoperationen hatten es gebracht, nicht seine Bücher. Mit diesen, d. h. seinen Manuscripten hatte er viel Unglück. Er war der sorgfältigste und ängstlichste Arbeiter; treu dem horazischen Grundsatze verwahrte er seine Arbeiten jahrelang in seinem Pulte, ehe er sie reif für die Oeffentlichkeit hielt, und manche Werke von ihm wären zu seinen Lebzeiten

vielleicht gar nicht erschienen, wenn er meistentheils nicht zur Herausgabe gezwungen worden wäre und zwar durch Ausgaben, welche nach Manuscripten gedruckt waren, die er früher an fürstliche Personen oder Freunde gegeben. Sein Jammern und Wehklagen über solch' grausamen Diebstahl erfüllte dann alle Lüfte und mit tausend Seufzern schickte er zuletzt sein Manuscript in die Druckerei. So war es ihm in dieser Zeit mit »La pucelle« gegangen, so ging es ihm mit dem Gedichte, von welchem unter dem falschen Titel »Sur la religion naturelle« ein Abdruck erschienen war. Er hatte es vor drei Jahren, wie er ganz richtig schreibt, nicht vor fünf, wie eine Note der Beuchotschen Ausgabe unrichtig verbessert, »für den König von Preußen nur so hingeworfen« und der Markgräfin eine Abschrift gesandt. Das alte Unglück. In Paris war mittlerweile ein sehr fehlerhafter Abdruck erschienen. Das Manuscript dazu konnte nur von der Markgräfin gekommen sein, Voltaire spricht es sogar gegen seine Freunde aus, »daß sie Abschriften gegeben hat«. Aber es ihr gerade so zu sagen, wäre doch eine Unhöflichkeit gewesen, er schob daher eine fabelhafte Prinzessin von Passau-Saarbrück vor, die es nie gegeben hatte; es existirte wohl eine von Nassau-Saarbrück, eine geborne Gräfin von Erbach, aber auch mit dieser stand er nicht in Verkehr, wenigstens ist nirgends eine Spur zu finden. Möglich auch, daß die Markgräfin dieser Prinzessin wirklich eine Abschrift des Gedichtes gegeben hatte.

Von Wichtigkeit ist der folgende Brief darum, weil er vielleicht dazu beitragen möchte, die literarische Streitfrage in's Reine zu bringen: Wem war das Gedicht »Sur la loi naturelle« gewidmet? La Harpe sagt, erst dem König von Preußen, dann der Markgräfin von Baireuth, bei welcher Voltaire nach seiner Veruneinigung mit Friedrich sich einige Zeit aufgehalten hätte; da aber Voltaire nicht bei der Markgräfin, sondern bei der Herzogin von Gotha damals zum Besuche war, so mußte es diese sein, der das vortreffliche Gedicht gewidmet ist. »Das sagt auch Collini, der Secretair Voltaire's, das sagt der Dichter selbst in einem Briefe an d'Argental vom 22. März 1756« — bemerkt Beuchot in einer Note. Mit Collini hat es seine Richtigkeit, aber wie mit dem Briefe an d'Argental? Da heißt es: Ich erfahre, daß man »La religion naturelle« sowohl in der für die Herzogin von Gotha, als für den König von Preußen bestimmten Ausgabe gedruckt hat. Also gab es eine Widmung an den König, eine an die Herzogin, und wie die Leser aus dem Briefe sehen werden, eine dritte an die Markgräfin. Die Verse, wie sie Voltaire in dem folgenden Briefe an die Markgräfin schreibt, finden sich nach der Note der Kehler Ausgabe der Werke auch in einer alten Abschrift vor, nur fehlen in dem Briefe wegen Mangels an Raum die zwei letzten in der Kehler Note mitgetheilten Verse. Diese dritte Widmung war die letzte des Dichters, und da die jüngste Bestimmung auch immer Gesetzeskraft

behält, so ist die Widmung an die Markgräfin als die allein giltige zu betrachten.

Mehr noch als auf »Sur la loi naturelle« paßt die Anwendung »Sermon« und »Prediger« auf das übersandte Gedicht »Sur le desastre de Lisbonne«. Dieses Poëm ist nur ein neuer Beweis, daß in Voltaire's Innerstem eine hohe, heilige Ueberzeugung wohnte, und daß sein Spott und sein Hohn nur denen galten, welche die reine Gottesidee, die erhabene Lehre Christi beschmutzten und in den Staub traten. Ein fürchterliches Erdbeben hatte am 21. December 1755 aus einer großen, herrlichen Stadt in einer Stunde einen Trümmerhaufen gemacht und Millionen von Menschen die Frage abgedrungen: Wo bleibt da die Güte Gottes? Pope, Voltaire's alter Freund, hatte in »Essay on man« den Grundsatz aufgestellt: »Alles ist gut.« In seinem Gedicht sucht Voltaire in Hinweis auf das Unglück in Lissabon zu beweisen, daß der Satz »Alles ist gut« im absoluten Sinn gebraucht nur ein Hohn für die Schmerzen unsers Lebens ist und daß nur die Hoffnung auf ein höheres Dasein im Jenseits uns trösten und stärken kann. Für ihn gäbe es allerdings noch in dieser Welt einen Trost, das ist die wiedergewonnene Gunst des Königs. Der Dichter kann ihn nicht vergessen und so drängt sich die Erinnerung an ihn, wie eine leise Klage auch in die folgenden Zeilen. Er ist wieder im brieflichen Verkehr mit dem »Salomon des Nordens«, dieser läßt ihm durch den

Abbé de Prades antworten und schickt ihm sogar seine Meropé in eine Oper umgewandelt, was Voltaire, beiläufig gesagt, ein gelindes Frösteln verursacht. Die Geschichte der nächsten Zeit scheint wieder von Sanssouci ausgehen zu wollen; neue Gefahren umdrängen, neue Kriege erwarten den König, er schließt den wichtigen Vertrag mit England und Alles dies geht ohne Voltaire vor sich. Ein tiefer Seufzer entringt sich seiner Brust, aber »Vordem Bruder Voltaire« wird seine Wohnung auf der Terrasse von Sanssouci nicht wieder beziehen; zwischen dem Genfer See und der frischen, klaren blauen Havel sind die Wege wie verschüttet.

Von Voltaire.

Monrion bei Lausanne den 17. Februar 1756.

Madame!

Sie gehören zu den höheren Wesen, welche nur dazu da sind, um Glück und Freude um sich zu verbreiten. Man behauptet von Gott, daß er das Böse zwar nicht thue, daß er es aber zulasse. Die Frau Prinzessin von Passau-Saarbrück hat ein gewisses Werk, betitelt: »Sur la religion naturelle« nach Paris geschickt und ich kann Eurer Königlichen Hoheit schwören, daß ich Niemandem als Ihnen allein eine Abschrift davon gegeben habe. Der König, Ihr Bruder, hat das Original niemals aus der Hand gegeben. Es war ein sehr form-

loses Gedicht, ich habe seitdem viel daran gefeilt und nun fängt es so an:

Du Fürstin ohne Hoffarth, du Frau'nbild ohne Schwäche,
Du, deren Geist und hohe Weisheitsgaben
Mit holdem Zauber stets gebannt mich haben,
Wie selbst der feuchte, tiefe Strahlenschimmer
Aus Deines Auges Gluth vermocht hat nimmer.
Du, einer der von Gott erles'nen Geister,
Laß uns erkennen unsern Herrn und Meister!

Nach diesem kleinen Debüt können Eure Königliche Hoheit nicht umhin, den Sermon und seinen Prediger unter Ihren Schutz zu nehmen.

Ihr Königlicher Bruder wächst in seinem Ruhme, trotzdem es schien, als ob dieser gar nicht mehr größer werden könnte. Er schließt Verträge, und das ist besser, als wenn er Siege erfochten hätte. Er vertreibt die Fremden aus seinem Lande, er befestigt die Throne der anderen und sichert den seinen. Das ist aber nicht Alles, er hat auch meine Meropé in eine Oper verwandelt und mir geschickt. Das Alles ist recht schön und gut, aber leider bin ich nicht mehr im Besitz seiner Gnade. Anbei habe ich die Ehre, Ihnen einen anderen Sermon zu übersenden. Möge er Ihnen Freude machen! Seien Sie die Richterin zwischen mir und Pope! Für Sie wünsche ich, daß Alles gut sei und zwar für immer. Indem ich mich Seiner Durchlaucht dem Markgrafen und Eurer Königlichen Hoheit zu Füßen

lege, bin ich mit dem tiefsten Respekte und nie erkaltendem Eifer

Bruder **Voltaire.**

Am Ende des Jahres 1756 erschien Voltaire's: »L'essai sur l'histoire generale,« ein Buch, in welchem das achtzehnte Jahrhundert wieder glänzend seine Unfähigkeit für die historische Würdigung der Vergangenheit, namentlich des Mittelalters dargethan hat. Es wurde sogleich an die Freunde und natürlich auch an die Markgräfin versandt. Während man in dem Kapitel »Heinrich IV.« voll sittlichen Abscheu's die Ermordung »dieses guten Königs« durch das Scheusal Ravaillac las, kam aus Paris die Kunde von einem neuen Ravaillac, einem Ravaillac des Federmessers, von dem Mordversuch, welchen der frühere Diener im Collegium der Jesuiten, Damiens, auf Ludwig XV. gemacht hatte. Der König war beim Aussteigen aus dem Wagen von ihm mit einem Federmesser in der Seite verwundet worden. Voltaire war von dieser Nachricht ungemein erregt, weniger vielleicht aus Liebe für den König, dessen »gentilhomme ordinaire de la chambre« er geblieben war, als aus Haß gegen seine alten Feinde, die Jesuiten. Damiens, das stand in Voltaire fest, war ihr Werkzeug, und mehr noch als den König hatte dieser Stich sie getroffen; er gönnte ihnen denselben von ganzem Herzen. Diesmal that er ihnen jedoch Unrecht. Damiens hatte für sich gehandelt, er

war die schon um diese Zeit durch die Opposition des Parlamentes in Aufregung gebrachte Volksstimmung. Ach aus dem Federmesser wurde ein Menschenalter später ein Fallbeil! Damiens' That ist unter den außerordentlichen Neuigkeiten, von denen Voltaire in dem nächsten Briefe spricht, zu verstehen; es ist anzunehmen, daß demselben ein ausführlicher, von fremder Hand geschriebener Bericht über den Hergang der Sache beilag, gerade wie der »Fortsetzung der Nachrichten«, die er in dem zweitnächsten Briefe an seine fürstliche Freundin übersendet. Er hatte über dieses Ereigniß aus Paris an funfzig Briefe und Berichte bekommen. So gewaltig war das Aufsehen dieser That. Leider brachte sie die damalige Welt nur zum Entsetzen und nicht zum Nachdenken.

Von Voltaire.

Monrion im Januar 1757.

Madame!

Gestatten Sie, daß ich meine Wünsche für das Wohlbefinden Eurer Königlichen Hoheit hier erneuere und empfangen Sie meinen Dank für die durch Herrn von Adhemar gewordene Versicherung, daß Sie nicht aufgehört haben, mir Ihre Huld und Gnade zu bewahren.

Zugleich nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Neuigkeiten aus Paris zu übersenden; sie sind ganz außer-

ordentlicher Art und werden Ihr Nachdenken herausfordern. Ich weiß nicht, ob Eure Königliche Hoheit schon im Besitze der Exemplare der Geschichte sind, welche ich Ihnen zu übersenden mir erlaubt habe. Hoffentlich wird der König fortfahren, die moderne Geschichte mit den schönsten und glänzendsten Capiteln zu versehen, aber nur einem Cäsar kommt es zu, seine Commentarien zu schreiben.

Noch lebe ich der vollen Ueberzeugung, er wird sich einst erinnern, daß er mich aus meinem Vaterlande weggebracht hat, daß ich für ihn meinen König aufgab, meine Heimath, meine Würden, meine Pensionen und meine Familie. —

Wäre er jetzt in Berlin, so würde ich mir die Freiheit nehmen, ihn um Zusendung von Melonen-Kernen zu bitten, und die Fürsprache Eurer Königlichen Hoheit dazu in Anspruch zu nehmen, aber er hat andere Dinge zu thun, als meiner Tafel die Ehre seiner Melonen zu gönnen.

Genehmigen Eure Königliche Hoheit und Seine Durchlaucht der Markgraf gnädigst die Versicherung tiefsten Respectes und die Gebete

Bruder **Voltaire's.**

Die bereits erwähnte »Fortsetzung der Nachrichten« aus Monrion vom 8. Februar datirt, ist in der Correspondenz abgedruckt und zwar als Beilage des ersten der beiden Briefe, welche dieselbe von dem Dichter an

die Fürstin bringt. Dieser Brief enthält aber nichts als einen kurzen, etwas trockenen fortgesetzten Bericht über das außerordentliche Ereigniß in Paris und einige Details desselben, dann die Einladung, die Voltaire von der Kaiserin Elisabeth nach Petersburg zugegangen war und endlich den Wechsel im französischen Ministerium des Auswärtigen und wie weit man es bringen kann, wenn man, wie Abbé de Bernis an die Pompadour, Verse macht. Bernis, sein Feind, dann sein Freund, zuletzt keines von beiden, Babet-Bernis von seiner dicken Geliebten genannt, er Minister — stilles Hohngelächter in Voltaire! Nun war dieser auch gewiß, daß sich der Abbé für den geringschätzenden Vers, den Friedrich gegen ihn gemacht hatte, rächen würde.

»Vermeidet Bernis' Reichthum an geistiger Armuth.«

So ein königlicher Vers bleibt eine ewige Wunde für einen eitlen Dichter; wir werden später seine großen Folgen, das Minimum in den Wirkungen, sehen. Warum war der König nicht vorsichtiger? Wußte er nicht, daß in Versailles damals Alles möglich war und ein Abbé, wenn er auch kein Richelieu und Mazarin, auch kein Fleury, doch Minister werden konnte? Wird sich das Geschöpf der Pompadour nicht rächen, vielleicht sehr empfindlich? Frankreich und Oestreich im Bunde, eine Coalition, welche in Wien und Versailles eifrig fertig gemacht worden war, das wird für den preußischen Helden eine schwierige Stellung werden, aber — »Madame, Madame, der König ist ein großer Mann.«

Da der Brief ohne alles individuelle Interesse ist, haben wir ihn hier abzudrucken unterlassen. Voltaire will nicht nach Rußland, um so weniger jetzt, wo Rußland dem österreich-französischen Bündniß gegen Preußen beigetreten sei; die Franzosen sind auf dem Wege nach den preußisch-westphälischen Besitzungen, die Russen werden von der anderen Seite d. h. in Preußen auch nicht lange auf sich warten lassen. Er will weder Könige noch Autokratinnen, schreibt er, er hat die Sache durchgemacht, aber er möchte den Orden und den Kammerherrnschlüssel vom Könige wieder haben »ces brimborions« wie er sich ausdrückt, auf welche er aber dessenungeachtet so großen Werth legt. Darum die öfters wiederkehrende Erinnerung an die dem Könige gebrachten Opfer, aber er ist weit entfernt seinen Wunsch gerade heraus zu sagen, er drückt denselben in Melonenkernen aus. Er hat sich ganz in die Idylle zurückgezogen, nur hin und wieder kommt ihn die Lust an, auf dem Theater im Hause der schönen und geistreichen Marquise Gentil de Langalerie die Lorbeeren des Schauspielers von der guten Gesellschaft Lausanne's einzuerndten. Er lebt sich immer mehr in die dortigen engen Verhältnisse ein, selbst seine pariser Kunstanschauungen schrumpfen zusammen, eine Gesellschaft von Dilettanten spielt bessere Comödie als die Schauspieler des Königs in Paris und eine junge Dame in Genf singt fast gerade so gut, als Mademoiselle Astrua aus den schönen Tagen von Berlin, dieselbe Astrua,

die mit ihrer prächtigen, vollen Stimme Harpeggien wie auf der Violine machen konnte, welche vom Könige so hoch verehrt wurde und die zum Danke dafür so sehr für Maria Theresia eingenommen war; der König hatte ihr nur ein hohes Jahrgehalt und eine lebenslängliche Pension ausgesetzt, die Kaiserin aber eine Aigrette aus Brillanten geschenkt.

Von Voltaire.

Monrion, den 5. März 1757.

Madame!

Bewahren Sie mir gnädigst Ihre gütige Huld, behüte Sie Gott vor den Russen und mich armen, kranken Menschen vor dem Eise von Petersburg. Eines Tages, als die Sonne so schön und warm schien, war ich wirklich versucht, nächsten Sommer nach der Hauptstadt des neuen Kaiserreiches, dessen Geschichte ich schreiben soll, mich auf den Weg zu machen. Ich sagte mir, du gehst über Baireuth, bringst deiner erhabenen Beschützerin deine Ehrerbietung dar, wirst von ihrem Königlichen Bruder Pässe erhalten, und diese Pässe wirst du der Fürsprache der mildthätigen Schwester verdanken. Aber der Nordwind, mein Respect vor den Husaren und die guten Dienste, deren sich ein Reisender in Polen zu versehen hat, haben mein Phantasiegebilde wieder zu nichte gemacht. Ich beschränke mich jetzt darauf, den gutmüthigen Lusignan in Zaïre vor einer gravitätischen

Versammlung von Schweizern zu spielen. Wahrhaftig unsere Truppe könnte mit allen Ehren vor Eurer Königlichen Hoheit erscheinen. In Genf ist ein Mädchen voll Geist, die fast eben so gut wie Mademoiselle Astrua singt und die besonders unnachahmlich in der komischen Oper ist. In Genf werden keine Opern gespielt, dort singt man nur Psalmen. Früher hatten Eure Königliche Hoheit einmal die Absicht, eine geist- und talentvolle Person in Ihre Nähe zu ziehen. Diese junge Dame von sehr angenehmen Aeußeren paßte sich viel besser für den Baireuther Hof als für Genf. Man soll aber nicht von Vergnügungen reden, wo Alles sich zu einem so ernstlichen Kriege rüstet. Der Versailler Hof hat soeben acht französische Marschälle ernannt und 50000 Mann rücken im Augenblick gegen Flandern vor, wenigstens sind die General-Quartiermeister schon voraus gegangen. Ihr Bruder, der König, wird jetzt nun noch größere Thaten verrichten müssen, als er schon vollbracht hat; dann wird er wieder zur Philosophie zurückkehren, für die er ebenso hoch begabt ist als für den Heldenmuth; er wird dann auch eines Mannes gedenken, der für ihn sein Vaterland aufgegeben hat. Er weiß ja nicht, wie innig ich seiner Person zugethan war. Ihr Kammerherr, Madame, der aus Italien zurückkommt, wird Ihnen sagen, daß man in meiner bescheidenen Einsamkeit bei Genf ganz glücklich leben kann. Er wird Ihnen ferner sagen, daß Jemand, der des Umganges mit Eurer Königlichen Hoheit gewür-

digt worden war, anders gar nicht glücklich leben könne, als eben in der Einsamkeit.

Gestatten Sie mir, meine heißen Wünsche für Ihre Gesundheit Ihnen zu Füßen zu legen. Die Natur hat Ihnen außer dieser Alles verliehen, aber wozu sind Schönheit, Größe, Geist und Anmuth, wenn der Körper leidet?

Genehmigen Eure Königliche Hoheit und Seine Durchlaucht der Markgraf den tiefen Respect und meine heißen Gebete.

Bruder V.

Von Voltaire.

Aus Délices am Genfer See den 15. Juli 1757.

Madame!

Bruder Voltaire wird seine Ergebenheit für Eure Königliche Hoheit nie aufgeben, und Sie werden mir daher erlauben, mich der Zahl derjenigen anzuschließen, welche den Tod Ihrer Königlichen Mutter auf das Tiefste beklagen und zugleich der würdigsten Tochter der Geschiedenen das längste und glücklichste Leben wünschen.

O Madame, es ist keine Kleinigkeit, glücklich zu sein; es ist sogar viel leichter, große Dinge zu verrichten, als sich den inneren Seelenfrieden zu wahren, und wenn auch der Ruhm so theuer und so schwer erkauft wird, so ist er doch weniger selten als dieses Glück.

Eure Königliche Hoheit haben eine Mutter verloren, Sie müssen unaufhörlich Ihre Brüder den größten Gefahren ausgesetzt sehen, die Flamme des Krieges wüthet an den Grenzen Ihres Landes — ach Madame, um wieviel schöner waren jene Tage, als Sie auf Ihrem Schloßtheater die Roxane so vortrefflich darstellten und ich die Ehre hatte, mich in der Rolle des Acomat zu versuchen, als ich mich in chinesischem Costüm präsentirte und Zeuge der schönen Feste war, welche Sie Ihrem Königlichen Bruder gaben!

Ich war damals sehr glücklich; täglich war ich in der Nähe Eurer Königlichen Hoheit, versunken in Ihren Anblick, lauschend dem Tone Ihrer Stimme, in Bewunderung Ihrer Talente und Ihrer bezaubernden Art. Ich weiß zwar nicht, wohin dieser grausame Krieg, der ganz Deutschland in Bestürzung versetzt, noch führen soll, aber dessen bin ich sicher und gewiß, daß es nichts Verehrungswürdigeres, nichts Liebenswürdigeres giebt, als die Frau Markgräfin von Baireuth. Feind und Freund sind darüber einig, das ist ein Glaubenssatz, den Niemand antastet.

Ich höre gern, daß Ihre Gesundheit sich wieder kräftigt, und daß Sie keine Ursache haben, das Klima der Provence und Italiens zu vermissen. Baireuth muß selbst in der Nähe des Krieges ein reizender Aufenthaltsort sein. Vielleicht hat Ihnen ein Kammerherr, der sich auf Reisen befindet, gesagt, daß Sie in der kleinen Einsiedelei an den Ufern des Genfersee's wahr-

haft angebetet werden. Sie haben Altäre überall, wo man denkt.

Mögen Eure Königliche Hoheit und Seine Durchlaucht der Markgraf mir Ihre Huld gnädigst bewahren! Vor einigen Monaten hatte Seine Majestät der König, Ihr Bruder, die Gnade mir wieder zu schreiben; eine gleiche Freiheit wage ich mir jedoch nur durch Ihre Vermittlung zu erlauben und Eure Königliche Hoheit werden dieselbe Bruder Voltaire immer gewähren und Sich seines tiefsten Respectes gnädigst versichert halten.

Voltaire trieb auf seine alten Tage noch den Luxus eines Generalpächters. Außer Monrion und einem Hause in Lausanne hatte er, bevor er Ferney kaufte, noch einen reizenden Landsitz in der Nähe von Genf, von ihm Delices genannt, erworben. Schon um diese Zeit hatte er sich ganz von Lausanne weggezogen und in der Umgebung von Genf seinen dauernden Aufenthalt genommen. Tronchin hieß der Zauber von Genf, der berühmte Arzt, zu dessen europäischem Rufe er nicht wenig beigetragen hatte, dem die Leidenden aus allen Ländern Europas zuströmten. So lange Tronchin in seiner Nähe war, so lange konnte er nicht sterben. Sterben! Welche komische Anmuthung! Er hatte einen so reizenden Landsitz, so prächtige Möbeln, so elegante Equipagen; jeden Tag war sein Haus von angenehmen Gästen belebt, es wurde ruhig in ihm, die große Natur, die Alpenkette, der See von Genf übten ihre wunder-

bare Macht auf seine nervöse Erregbarkeit, — ach das Leben nahm an Reiz zu, je mehr es auf die Neige ging. Von Delices aus sind die nächsten Briefe »des Schweizers« Voltaire geschrieben. Hier säete, pflanzte er, von hier aus sah er mit einem gewissen philosophischen Behagen, daß »die Könige Europa's nicht im Genuß einer solch' glücklichen Ruhe waren.« Halb Europa hatte sich in Waffen gegen den Preußenkönig erhoben, und am 18. Juni 1757 saß dieser auf jenem Baumstamme in der Nähe des Schlachtfeldes von Kolin, gedankenlos Figuren in den Sand zeichnend, noch ganz betäubt von der furchtbaren Niederlage, die er erlitten, er, der bisher nur zu siegen gewohnt war. War es ihm nicht zu Muthe, als säße er auf einem der Trümmer seines Thrones? Sein Untergang schien gewiß. Vier Nationen, Frankreich, Oestreich, Rußland und Schweden gingen vereint gegen ihn und sein Volk. Wie konnte er sich mit Erfolg behaupten! Vor Allem galt es jetzt, Frankreich von der Boudoirallianz mit Oestreich zu trennen und ersteres zu einem Frieden zu bewegen. Am Hofe der Markgräfin lebte Louis Alexander de Riqueti, Comte de Mirabeau, Ober-Kammerherr, Ober-Bau- und Ober-Musik-Direktor, aus derselben Familie, aus welcher der spätere Revolutionsmann Mirabeau stammte, und ein Verwandter des Minister gewordenen Abbé Bernis. Er wurde mit Wissen des Königs von der Markgräfin nach Paris gesandt, mit der Vollmacht, der Marquise von Pompa-

dour für den Frieden eine halbe Million Thaler und noch mehr zu bieten. Die Mission verunglückte. — Die Favorite konnte eine halbe Million ausschlagen aber die Sarkasmen des Königs über sie nicht vergessen. Dies hatte Letzterer seinem früheren Freunde zu verdanken; denn Voltaire hatte die Uebermittelung derselben nach Versailles an die Adresse der Marquise pünktlich besorgt.

In diesem Zeitpunkte tritt der Briefwechsel in ein neues Stadium. Bisher war derselbe mit einer kurzen Ausnahme leichtes, amusantes, geistiges Ballspiel, was hinüber und herüber ging; nun aber kamen der große tragische Ernst überwältigender Thatsachen und die Tage der Gefahr und der Verzweiflung. Hier in dieser Zeit der Prüfung bewährte sich das Geschwisterpaar auf das Glänzendste, Friedrich in seiner Unüberwindlichkeit, Wilhelmine in der Kraft der Liebe, die später in der berühmten Epistel vom 12. October 1758 von dem Bruder durch folgende Worte verewigt wurde:

Wie könnt' ich Deiner Freundschaft je vergessen!
Du standest fest, Dein Herz an meiner Seite,
Du sahst nach Hilfe aus, zur That entschlossen;
Du warst mein Trost in meinem tiefen Leide,
Die einz'ge Zuflucht und der Port, wo Ruh'
Und Hoffnung winkte, mein Asyl warst Du!

Hier aber erscheint der Charakter Voltaire's unbestimmt und unbestimmbar, wie bei allen Menschen, die wie er, von augenblicklichen Stimmungen und nicht von festen Grundsätzen regiert werden. Er hat es nie

vermocht, die Interessen und Empfindungen seiner Person von den Dingen zu trennen, er gewann es nie über sich, consequent zu sein, als nur in dem tiefen Zusammenhange, in welchem dieses subjective Gebaren mit seiner Verneinung alles Positiven stand. Nach der einen Seite verbreitet er Gehässigkeiten gegen den König, nach der anderen schmeichelt er ihm; heute will er eine Kriegsmaschine gegen ihn erfunden haben, morgen spricht er mit Stolz von einem seiner neuen Siege, genug er ist in dieser Zeit voll von Zweideutigkeiten, Inconsequenzen und Widersprüchen. Wie mag es in ihm aufgeblitzt haben in seiner Seele und seinen Mienen von einem sehr menschlichen Etwas, als aus Baireuth ein Angstruf herüber in seine Alpenruhe tönte! Wir kennen die Zeilen mit dieser Klage nicht, aber daß sie mit dem Herzblute der Markgräfin geschrieben waren, das geht aus folgender Antwort des Dichters hervor, es ist der zweite der bereits früher abgedruckten Briefe Voltaire's an die Markgräfin.

In der Beuchot'schen Ausgabe der Correspondenz ist derselbe dem Briefe der Markgräfin vom 19. August nachgesetzt; daß er aber in den Anfang des Monats zu setzen ist, und daß derjenige der Markgräfin vom 19. August die Antwort darauf ist, geht unzweifelhaft aus dem aufgefundenen vom 29. August hervor.

Von Voltaire.

Aux Délices, August 1757.

Mein Herz, Madame, ist mehr denn je ergriffen von der Huld und dem Vertrauen, welche Eure Königliche Hoheit mir zu erweisen so gnädig sind. Wie sollte mein Gemüth nicht im Allerinnersten gerührt werden! Ja, Sie leiden allein nur durch Ihre schöne Seele. Wozu wäre ich sonst auf der Welt, als um mit einer unbegrenzten Verehrung zu solch erhabenen und fein empfindenden Naturen, wie Sie deren eine, im tiefsten Herzen mich hingezogen zu fühlen! Sie wissen, wie sehr ich immer dem Könige, Ihrem Bruder, ergeben war.

Je älter, desto ruhiger werde ich, und je ernstlicher ich auf Alles verzichtet habe, desto eifriger bin ich bemüht, mir aus dem Ort meiner Zurückgezogenheit eine Heimath zu machen, und desto ergebener werde ich diesem philosophischen Könige sein. Ich schreibe ihm Nichts, was ich nicht in der Tiefe meines Herzens empfände und was nicht der Wahrhaftigkeit desselben entströmt, und wenn Eure Königliche Hoheit Nichts gegen meinen Brief einzuwenden haben, so bitte ich Sie, ihn ebenso, wie die vorhergehenden, mit einigen Zeilen Ihrer Hand dem Könige zukommen zu lassen.

Eure Königliche Hoheit werden in diesem Briefe Andeutungen finden, die zu Ihren eigenen Gedanken in Beziehung stehen. Obgleich die ersten Anstrengungen in

Betreff des Friedens von keinem Erfolge waren, so werden sie nach meiner Ueberzeugung doch diesmal zum Ziele führen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen hier einen meiner Gedanken unterzubreiten mir erlaube. Ich glaube vermuthen zu können, daß der Marschall von Richelieu sich geschmeichelt fühlen würde, wenn man sich in dieser Angelegenheit an ihn wendete. Nach seiner Auffassung, wie ich vermuthe, wäre es nothwendig, inmitten der beiden kämpfenden Parteien das Gleichgewicht zu halten; es würde ihn sehr freuen, wenn der Dienst seines Königlichen Herrn mit dem Interesse von dessen Alliirten eines Theils und dem Ihrigen anderen Theils sich vereinigen könnte. Wollen Sie ihn gelegentlich sondiren lassen, so würde das gerade nicht sehr schwer sein. Kein Anderer, als der Marschall von Richelieu wäre zur Führung der Angelegenheit in dieser Auffassung geeigneter. Aber nur allein in der Voraussetzung, daß der König, Ihr Bruder, sich bestimmt fühlen möchte, sich dafür zu entscheiden, wage ich es, hier überhaupt davon zu sprechen; ja, ich erkühne mich, Ihnen sogar zu sagen, daß er Ihnen in diesem Falle sehr verbindlich sein müßte, selbst wenn die Sachlage ihm Opfer abzwingen müßte. Doch das ist nur so eine Idee und noch lange kein Vorschlag, noch weniger ein Rath, den ich ertheile. Wie könnte ich Solches auch nur wagen! Es ist nur ein einfacher Wunsch, der seinen Ursprung allein in meinem Eifer, Ihnen zu dienen, hat.

Von der Markgräfin.

Den 19. August (1757).

Nur im Unglück erkennt man seine Freunde. Der Brief, den Sie mir geschrieben haben, macht Ihrer Denkungsweise alle Ehre. Wie soll ich Ihnen meine Erkenntlichkeit für Ihr Vorgehen an den Tag legen! Von gleichem Gefühle, wie ich, ist auch der König beseelt. Sie werden beiliegend ein Billet finden, er hat mir aufgetragen, es Ihnen zu übersenden. Dieser große Mensch bleibt immer derselbe, er trägt seine Unglücksfälle mit einem Muth und einer Gelassenheit, die Seiner vollkommen würdig sind. Er hat den Brief, den er Ihnen schrieb, nicht umschreiben können, derselbe fing mit Versen an, aber anstatt Sand darauf zu streuen, nahm er das Dintenfaß, und darum ist das Papier auch abgeschnitten. Ich bin in einem erbarmenswürdigen Zustande, ich werde den Untergang meines Hauses und meiner Familie nicht überleben, das ist der einzige Trost, der mir bleibt. Sie werden an uns Stoffe zu Tragödien haben. O Zeiten — o Sitten! Durch eine dichterische Darstellung unserer Leiden werden Sie vielleicht alle Augen mit Thränen feuchten, während man kalt und fühllos den Unglücksschlägen eines ganzen Hauses zusieht, über welches man im Grunde niemals zu klagen Ursache hatte.

Ich kann Ihnen nicht mehr sagen, meine Seele ist so voll und so unruhig, daß ich nicht mehr weiß, was

ich thue. Nehmen Sie jedoch die Ueberzeugung, daß bei Allem, was sich auch ereignen möge, ich mehr als je Ihre Freundin bin.

Wilhelmine.

Von Voltaire.

Aux Délices, den 29. August 1757.

Der Brief, mit dem Eure Königliche Hoheit mich beehrten, hat mich zu Thränen gerührt. Ich würde Sie bitten, nach Baireuth kommen zu dürfen, wenn ich unglücklicherweise nicht diese Nichte bei mir hätte, die hierher in meine Einsamkeit mir gefolgt ist und Allem mir zu Liebe entsagt hat. In meiner Zurückgezogenheit habe ich Eure Königliche Hoheit und Ihr erhabenes Haus keinen Augenblick vergessen. Ihr edles Herz, Madame, ist sehr harten Schlägen ausgesetzt. Die Vorgänge in Schweden, in Deutschland müssen Ihr Gefühl im Innersten erregen. Doch hoffe ich, daß Ihr Land von dem Kriegsgewitter nicht heimgesucht wird, wenn schon Ihre Seele von den Erschütterungen leidet; denn wahrhaft unglücklich können Sie nur durch Ihr Herz werden. Daß unter diesen inneren Stürmen nur Ihre Gesundheit nicht leidet! Besser, als ich, werden Letzteres sich diejenigen angelegen sein lassen, welche um Ihre Person sind. Für Sie, Madame, für Deutschland, wie für Europa, wäre es zu wünschen, wenn ein ehrenvoller Friede auf der Grundlage der alten Ver-

träge all dieser Unruhe und diesem Unglücke ein Ende machte. Doch scheint es nicht, daß derselbe in so naher Aussicht steht.

Unter solchen Umständen wird es mir erlaubt sein, beifolgenden Brief, welchen ich an Seine Majestät Ihren Königlichen Bruder zu schreiben mich erkühnt habe, Ihrer Fürsprache zu empfehlen. Wenn Eure Königliche Hoheit darin nichts Ungeziemendes finden, so werden Sie denselben ja wohl in Seine Hände gelangen lassen. Wenigstens sehen Sie daraus, wie ich denke, und ich glaube, daß Sie mir auch beipflichten. Uebrigens, so lange der König eine Armee hat, glaube ich an Nichts, wozu ihn die Verzweiflung bringen könnte. Er hat oft gesiegt, und er kann auch noch siegen, und zuletzt, wenn der Gang der Dinge und die Uebermacht seiner Feinde ihm gar Nichts weiter lassen, als allein seinen Muth, so wird dieser Muth von Europa hoch respectirt werden. Ihr Königlicher Bruder wird immer groß bleiben; wenn er auch, wie so viele andere Größen, Unglück und Mißgeschick hat, so ist ihm doch allein eine neue Art des Ruhmes aufbehalten. Nur möchte ich, daß er seinem persönlichen Verdienste größere Bedeutung beilegen möchte; er steht auf einer Höhe, wo alle Welt ihn höher als Mensch, denn als König achten wird. Wer weiß es mehr zu fühlen, als Sie, Madame, was es heißt, über seine Geburt erhaben zu sein!

Es würde mich zu weit führen, wollte ich Ihnen Alles sagen, was ich denke und was meine zärtliche Zuneigung mir einflößt, alles Uebrige können Sie im Herzen Bruder Voltaire's lesen.

Von der Markgräfin.

Den 12. September 1757.

Ihr Brief hat mich aufs Tiefste gerührt, eben so hat derjenige, den Sie mir für den König beigelegt haben, auf ihn denselben Eindruck gemacht. Ich hoffe, daß seine Antwort Sie zufriedenstellen wird — was Ihre Person betrifft; weniger werden Sie es von seinen Entschlüssen sein. Ich hatte mir geschmeichelt, daß Ihre Vorstellungen auf seinen Geist einigen Eindruck machen würden. Sie werden aber aus beiliegendem Billet das Gegentheil ersehen. Es bleibt ihm Nichts übrig, als seiner Bestimmung zu folgen, auch wenn diese noch so dunkel wäre. Nie habe ich mir darauf Etwas zu gute gethan, Philosophin zu sein, aber ich habe mich aus allen Kräften bemüht, es zu werden. Die geringen Fortschritte, die ich darin gemacht, haben mich gelehrt, Glanz und Reichthum zu verachten, aber ein anderes Heilmittel gegen die inneren Stürme, als den Verzicht auf das Leben, habe ich in der Philosophie nicht gefunden. Das ist das Einzige, sich von allen Uebeln zu befreien. Mein Zustand ist schlimmer, als der Tod. Ich sehe den größten Menschen des Jahr-

hunderts, meinen Bruder, meinen Freund, in die äußerste, entsetzlichste Lage gebracht. Ich sehe meine ganze Familie Gefahren und Leiden ausgesetzt, mein Vaterland von unbarmherzigen Feinden zerrissen, unser Land vielleicht von gleichem Unglück bedroht. Hätte mich doch der Himmel ganz allein mit all dem Mißgeschick, was ich Ihnen eben geschildert habe, beladen! Ich würde es tragen ohne Murren und ohne Schwäche.

Verzeihen Sie, aber durch den Antheil, den Sie an Allem nehmen, was mich betrifft, bestimmen Sie mich, Ihnen mein Herz zu öffnen. Ach, die Hoffnung ist daraus fast verbannt! Wendet uns das Glück einmal seinen Rücken, so ist es in seinen Verfolgungen eben so beharrlich, als es früher mit seinen Gunstbezeigungen war. Die Geschichte ist voll solcher Beispiele, aber nirgends habe ich eines gefunden, das auf uns seine Anwendung fände, auch keinen so unmenschlichen und grausamen Krieg zwischen civilisirten Völkern. Kennten Sie die traurige Lage Deutschlands und Preußens, so würden Sie Ihre Seufzer nicht unterdrücken können. Gegen die Grausamkeiten, welche die Russen in letzterem ausüben, sträubt sich die Natur. Wie glücklich sind Sie in Ihrer Einsamkeit, wo Sie auf Ihren Lorbeern ausruhen und ruhigen Geistes über die Verirrungen der Menschen Ihre Betrachtungen anstellen können! Ich wünsche Ihnen alles nur mögliche Glück. Rechnen Sie, wenn uns das Schicksal noch begünstigt, auf meine ganze Dankbarkeit, nie werde ich Ihnen die Beweise

Ihrer Anhänglichkeit vergessen. Mein ganzes Empfinden sei Ihnen Bürge dafür, wenn ich Jemand Freundin bin, so bin ich es nie halb, und gegen Bruder Voltaire werde ich es immer ganz und wahrhaftig sein.

Wilhelmine.

P. S. Viele Empfehlungen an Madame de Denis; fahren Sie doch fort, ich bitte Sie darum, dem Könige zu schreiben.

Voltaire wieder in diplomatischen Geleisen, geheimer Agent — Mittelsmann in großen Weltangelegenheiten, welche Lust! — Und diesmal mit mehr Glück und Geschick als früher; denn der erste der vier vorhergehenden Briefe würde dem gewiegtesten Diplomaten Ehre machen, abgesehen von der Gesinnung, die dem Könige Opfer d. h. Aufgeben von Schlesien zumuthen konnte. Der König setzte sich auf denselben hin wirklich mit dem Marschall von Richelieu in Verbindung, wenn auch viel früher, als der Dichter in seinen Memoiren angiebt. Der Marschall war ein begeisterter Bewunderer des Königs und hielt an dem traditionellen Hasse seiner Familie gegen das Haus Habsburg fest. In Versailles jedoch waren für Oestreich, wenn auch keine Köpfe, doch Röcke thätig, männliche und weibliche. Man schwelgte in den Flitterwochen der neuen Allianz, die darum so unnatürlich war, weil sie keine Verbindung der Interessen, die zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg un-

Erla
graf
alljä
Jag
in d
das
sah,
scher
soph.
und
sich
Erla
gegr
und
vorn
Gele
rin
Anſ
Spi
Dei
den
Da
Bri
ſein
wie
erfa
der

die Trauerbotschaft von dem Tode der geliebten Mutter — es war zu viel für ein einziges Menschenherz.

> Besiegt, verfolgt, ein Flüchtling und verrathen
> Von Freunden, denen thöricht ich vertraut!
> Prometheus war selbst in der Hölle Schlund
> Mit solchen Schmerzensqualen nicht beladen,
> Als ich sie fühle auf dem Erdenrund!

Welches Labsal gegen diese Qual des Daseins war der Gedanke an den Tod! Im Tode war Ruhe — Freiheit — Erlösung. »Ich bin fest entschlossen, mich auf den ersten besten der feindlichen Generale, der mir zu nahe kommen wird, zu werfen und will Gott für die Gnade danken, wenn er mit dem Degen in der Hand mich sterben läßt.«

Solches in einem Briefe des Königs vom 17. September 1757 lesend, saß in ihrer Klause in Eremitage eine bleiche, von Siechthum und Krankheit abgemagerte geschwächte Frau, die einst so blühende, lebensmuthige, heitere Wilhelmine, deren Augen nun durch Thränen blicken, deren schwer athmende Brust von Seufzern und Todesahnungen erfüllt ist. Aber die Liebe macht die Seelen stark und muthig und überwindend; ihr Entschluß stand fest. Was war ihr das Leben ohne diesen Bruder, für den sie schon von Kindheit an gesorgt, gebangt, gelitten und sich selbst zum Opfer gebracht hatte? Was war ihm das Dasein ohne sie? »Das Einzige, was mir auf der Welt bleibt, bist Du allein, hatte er ihr geschrieben, Du allein fesselst mich noch an dieselbe;

meine Freunde, meine theuersten Verwandten — Alle, Alle sind begraben — ach, ich habe Alles verloren!

Nein, noch hatte er nicht Alles verloren, diese Schwester war sein mit Leib und Seele, und muthig reicht sie über all dieses Unglück hinüber ihm mit dem Lächeln der Liebe die Hand. Von einem Blut — von einem Geist mit Dir, wohlan denn, auch von einem Schicksal! »O, mein geliebter Bruder! Was Dir auch begegnen mag, ich werde Dich nicht überleben!« Sie hat Wort gehalten, die treue Schwesterseele, — durch ihr Sterben.

Um seine Größe zu beweisen, mußte König Friedrich II. einen Moment der Verzweiflung haben, damit die Mitwelt sah, daß er von den Menschen und nicht von den Göttern war. Diesen Moment bezeichnet die Epistel an den Marquis d'Argens; es war aber nur ein Moment, das Streifen eines sinkenden Adlers an die Erde, der nächste, die Epistel an Voltaire, zeigte ihn wieder glänzend, zum Aether empor sich schwingend.

Ich muß dem Sturme kühn die Spitze bietend
Als König leben — sterben — untergeh'n!

Am 16. October schickt die Markgräfin dem Schweizer Freund diese Verse und schreibt dazu: »An Geist und Körper leidend, kann ich Ihnen nur einen kleinen Brief schreiben. Sie werden beiliegend einen finden, der Sie für meinen kurzgefaßten hundertfach entschädigen wird. Unsere Lage ist immer noch dieselbe; ein Grab ist unsere Aussicht. Wenn auch Alles ver-

loren scheint, etwas wird man uns doch nicht rauben können, die Kraft unsers Willens und die Liebe unsers Herzens. Seien Sie von unserer Dankbarkeit und tief gefühlten Erkenntlichkeit überzeugt. Sie sind deren durch Ihre Anhänglichkeit an uns so sehr werth und Ihre Denkungsweise ist wahrhaft eines Philosophen würdig.«

Wilhelmine.

Da — am 5. November Nachmittags — halb drei Uhr gab der König vom Herrenhause in Roßbach aus den Befehl: Marsch! — Die Kanonendonner von Roßbach theilten das Gewölke, das sich unheilschwer über seinem Haupte zusammengezogen hatte, es wurde wieder Licht um ihn und über ihm, und im Schlosse von Baireuth jubelte ein Herz: Sieg — Leben — Hoffnung! Diese Zeit vom 18. Juni bis 5. November 1757 führte in dem Leben des Königs jene entscheidende Krise herbei, die wir in dem Lebenslauf aller großen Helden verfolgen können, die Krise mit der furchtbaren Alternative: »Stehen oder fallen!« Große Menschen sind eine Art von Verhängniß, an ihr Schicksal heftet sich das von Nationen und Reichen; so stand hier die Vergangenheit und Zukunft Preußens, Krone, Ehre und Leben auf dem Spiele, aber hier auf dem Gipfel seines Unglücks erreichte Friedrich auch den Gipfel seiner Größe. Wenn den achtundzwanzigjährigen König Thatendurst und die Begierde, in der Welt von sich reden zu machen,

zum Beginne des Krieges gereizt hatten, hier wurde der fünfundvierzigjährige Mann inne, daß er ein auserwähltes Rüstzeug der Vorsehung war, und deren Stimme spricht nur unter Donnern und Blitzen; hier wurde er sich der weltgeschichtlichen Bedeutung seines Kampfes klar bewußt, daß nicht Preußen, nicht Oestreich gegen einander standen, sondern die Macht eines neuen Weltgedankens gegen eine morsch gewordene Ordnung der Dinge; hier wurde er der Heldenkönig, stieg über seinem Haupte eine Aureole empor, daß alle Welt bewundernd ausrief: Friedrich der Große!

Voltaire liebte die Markgräfin wahrhaft, er hörte aus ihren Briefen den bewegten Schlag ihres Herzens, sah aus ihren schönen, großen, blauen Augen die Thränen schwer niederfallen, er liebte auch den König, wie der Dichter seinen Helden liebt, mit jener poetischen Liebe, die nicht ruhig zusehen kann, wie ein großer gewaltiger Mensch einer Uebermacht der Kleinen zum Opfer fallen muß, er sah in einem Separatfrieden Frankreichs die einzige Rettung für seinen gekrönten Freund, für Frankreich den einzigen möglichen Ausweg aus diesem schlimmen Handel. Er rieth daher der Markgräfin, sich mit dem französischen Hofe in Verbindung zu setzen und zwar durch den Kardinal von Tencin, Erzbischof von Lyon und ehemaligen Minister des Auswärtigen, der auch jetzt noch in Versailles großen politischen Einfluß übte. Wir erinnern uns des Aufenthaltes in Lyon und der Liebenswürdigkeiten, die

sich der französische Kardinal und die deutsche Königstochter gegenseitig erwiesen; Wilhelmine wußte sich überhaupt mit der hohen katholischen Geistlichkeit gut zu finden; ihr nächster Reichsnachbar war ein Fürst-Bischof, von den Schönborns einer und die Weitläufigkeit und Urbanität dieser Herren sagten ihr viel mehr zu, als die gottesfürchtige Rauhheit protestantischer Hofprediger. Wir erinnern uns ferner der Taktlosigkeit des Kardinals und seiner Weigerung, mit »dem Satan des Jahrhunderts« an einem Tische zu sitzen. Voltaire jedoch unterdrückte seinen Verdruß, aus Liebe für die Markgräfin, aus Interesse an der Sache und — verschweigen wir es nicht — aus Lust am diplomatischen Handwerk. Er kannte Tencin; er wußte, daß ein Kardinalshut noch lange nicht für ein Portefeuille tröstet, und daß Jener nach seinem Ausscheiden aus dem Ministerium mehr als je geneigt war, sich in die Geschäfte zu mischen. Aber nicht der Kardinal ergriff die Initiative, wie Voltaire in seinen Memoiren schreibt, sondern der Dichter selbst. Evident geht das aus dem neuerdings aufgefundenen Briefwechsel zwischen Voltaire und dem Banquier Tronchin hervor. Tronchin, der Bruder des Genfer Arztes, war Voltaire und dem Kardinal befreundet, Beide bedienten sich seiner zu ihren finanziellen Operationen; denn auch der Kardinal war reich; er hatte früher durch die Convertirung Law's ein gutes Geschäft gemacht. Der Lyoner Banquier war der Mittelsmann bei dem Kardinal, die

Markgräfin bei ihrem Bruder, und Voltaire war der Kanal zwischen Frankreich und Deutschland. Von Seite der Markgräfin war auch noch der Marquis von Adhemar und Spada, der unterdeß Oberhofmeister der Markgräfin und Excellenz geworden war, in das Vertrauen gezogen und zum größten Theile mit der Führung der Correspondenz betraut.

Auffallend ist es, daß sowohl in dem Briefwechsel zwischen der Markgräfin und ihrem Bruder, als auch in dem des Königs mit Voltaire, so wie unter den von uns aufgefundenen Briefen, gerade diejenigen Voltaire's fehlen, welche sich auf diese Angelegenheit beziehen. Jedenfalls waren die meisten an den Marquis von Adhemar geschrieben, und diejenigen an die Markgräfin gingen an den König. Nur aus dem Briefwechsel Voltaire's mit Tronchin, so wie aus Andeutungen in Begleitbriefen der Markgräfin vermögen wir uns einigen Einblick in die Unterhandlungen zu verschaffen.

Am 24. October 1757 ging Voltaire von Tronchin die Mittheilung zu, daß der Kardinal sich mit Vergnügen bereit finden würde, einen Brief der Markgräfin an Ludwig XV. zu vermitteln. Nachdem dieselbe den König davon in Kenntniß gesetzt und von ihm Antwort erhalten hatte, schreibt sie am 23. November 1757 unter Anderem: Ich schreibe dem Kardinal mit Nächstem. Versichern Sie ihn, ich bitte Sie, meiner ganzen Hochachtung, und daß ich auf meinem Lyoner Plan bestehe. Ich wünschte sehr, daß viele Menschen so dächten, wie er;

dann wäre die Sache bald gemacht. Es ist recht thöricht von mir, mich in Politik zu mischen.« Selbst die Schlacht von Leuthen am 5. December 1757 unterbrach die Unterhandlungen nicht; sie änderte Nichts in dem Wunsche Friedrich's, die Franzosen vom Halse zu haben, wohl aber mochte sie den Hof von Versailles geneigter machen, auf Unterhandlungen einzugehen.

Die Markgräfin scheint in dieser Angelegenheit an den »chapeau rouge« oder »amant«, wie sie scherzhaft den Kardinal nennt, zwei Briefe geschrieben zu haben; den ersten in den üblichen conventionellen Ausdrücken, in dem zweiten wird sie auf den Gegenstand näher eingegangen sein; auch lag diesem ihr Schreiben an Ludwig XV. bei; der Brief an Tencin trägt das Datum des 27. December 1757 und war für Voltaire mit folgenden Worten begleitet: »Ich schicke Ihnen beiliegenden Brief für den chapeau rouge. Daß derselbe nichts Unwahres oder Verstecktes enthält, dafür kann ich einstehen, aber nicht für die Liebenswürdigkeiten, die sich im Andenken an den Kardinal eingeschlichen haben mögen.«

Lese man doch den folgenden Brief, um zu erkennen, welch großes Talent diese merkwürdige Frau nicht allein für Ideen, sondern auch für Thatsachen hatte. Vor ihrem klaren, freien, durch keine Rücksichten beeinträchtigten Blicke breitet sich die Weltlage aus. Sie hat keinen politischen Gesichtspunkt, nur einen rein menschlichen: den Frieden, das Wohl und Glück der

Menschheit. Alles, was sie darüber sagt, ist einfach, wahr und treffend, im Einklange eines hellen Verstandes mit einem warmen Herzen. Weiter jedoch, als das Urtheil der Menschen, gehen die Absichten jener Macht, die über allen menschlichen Ereignissen thront. Das Urtheil des Menschen zielt immer auf das Nächste, namentlich, wenn er von demselben zu leiden hat, wie die Markgräfin. Die zwei großen Siege des Bruders haben ihre gebeugte Seele wieder aufgerichtet; aber die Sorge für den Theuren lebt in derselben fort. Sie sieht den König dem Loose des Orpheus preisgegeben, in Stücke zerrissen zu werden, aber nicht aus heißer Liebe, wie der Sänger, sondern aus rachegierigem Hasse von drei Frauen, der königlichen Buhlerin Pompadour, der schwachsinnigen Elisabeth von Rußland und der erbitterten Maria Theresia, während drüben über dem Kanal auf seiner Insel »un peuple avare« ruhig diesem entsetzlichen Schauspiele zusieht. Friede thäte ihrem wunden Herzen, thäte ihnen Allen so noth!

Von der Markgräfin.

Den zweiten Januar haben wir, Gott sei Dank, das traurigste von allen durchlebten Jahren beendet. Sie sagen mir so viel verbindliche Sachen über das laufende Jahr, daß ich dadurch nur noch mehr Ursache habe, Ihnen dankbar zu sein. Meinerseits wünsche ich

Ihnen Alles, was nur irgend zu Ihrem Glücke dient. Ich gebe mein Schicksal der Vorsehung anheim. Man hegt manchmal Wünsche, die uns nachtheilig würden, wenn sie sich erfüllten, also will ich gar keine mehr laut werden lassen. Wenn irgend Etwas in der Welt mich vollkommen zufrieden machen würde, so ist es nur der Friede, ich denke über den Krieg, wie Sie. Wir haben auch einen Dritten, welcher dieselben Gedanken, wie wir Beide, darüber hat, aber kann man immer seiner Denkungsweise folgen? Muß man sich nicht einer Masse von Vorurtheilen unterwerfen, die im Schwange sind, so lange die Welt existirt? Der Mensch hascht nach dem falschen Schein des Ruhmes, Jeder sucht denselben in seinem Berufe, seinen Talenten, man will sich unsterblich machen. Muß man nicht vielmehr diesen chimärischen Ruhm in den wahren oder falschen Ideen suchen, die der menschliche Geist sich davon macht? Demokrit hatte sehr Recht, wenn er über die Thorheiten der Menschen nur lachte.

Ich sehe eine Scheinheilige hinter den Prozessionen gehen, die Heiligen anrufen und dann wieder im eifrigsten Bemühen, ganz Europa zu entzweien und zu entvölkern. Ich sehe wieder einen Philosophen, wie er, wenn auch nur mit Widerstreben und mit Bedauern, Ströme von Menschenblut vergießen läßt, ich sehe ein geiziges Volk, den geschworenen Verderber der Völker, nur um seine Reichthümer zu vermehren, aber still — ich könnte zu viel sehen, und das ist nicht nöthig.

Ich muß Sie dieses Mal mit meinem Geplauder und mit meinen Betrachtungen zufriedenstellen, denn seit dem letzten Brief, den Sie von mir erhalten, habe ich keine Nachrichten empfangen.

Ihr Vorschlag ist ein wenig gefährlich. Ich komme immer zu meiner alten Behauptung zurück, daß man in Ihrem Vaterlande taub ist. Wenn ich mit Ihnen sprechen könnte, so würden Sie ganz anders urtheilen, als Sie es jetzt thun. Der König ist in der Lage des Orpheus, wenn sein Glück ihn nicht aus der Affaire zieht. Er wünscht den Frieden, nur hat dieser sehr viel Aber. — Wenn er nicht vor dem Frühjahr zu Stande kommt, so ist ganz Deutschland verwüstet und verloren. Der gegenwärtige Zustand ist schon entsetzlich genug. Wie man sich auch drehen und wenden mag, so kann man sich vor Gewaltthätigkeiten und vor Plünderung doch nicht sicher stellen. Wollte ich Ihnen eine Schilderung aller Unannehmlichkeiten und alles Unglücks, welches uns betrifft, geben, so würde ich nicht damit zu Ende kommen. Eine Schmach ist es, daß man in einem gesitteten Jahrhundert mit solcher Grausamkeit verfährt. Der König leidet nicht darunter, was man auch sagen möge, das sächsische Volk liebt ihn, aber der Adel haßt ihn, weil er ihm seine Pensionen und Besoldungen genommen hat. Man bringt über ihn fürchterliche Verleumdungen in Umlauf. Kann man ihnen Glauben beimessen? Sie kommen von seinen Feinden, der Neid hat alle großen Männer verfolgt,

und hier kommt noch der Haß dazu. Warum ist man denn nicht taub, wenn dieser seine vergifteten Pfeile versendet?... Noch einmal, ich muß zu Ende kommen, denn ich bemerke, daß ich zu viel schwatze. Seien Sie meiner Hochachtung versichert. Mein ganzes Leben lang werde ich die wahrhafte Freundin des Bruders in der Schweiz sein.

Wilhelmine.

Die Panduren oder vielmehr die Husaren des östreichischen Obersten, Prinzen von Coburg, welche in der Nähe von Baireuth umherstreiften, hatten Briefe von Voltaire und der Markgräfin an den König aufgefangen. Ein Zwischenfall, der, zur Vorsicht mahnend, die Markgräfin zu folgenden Zeilen voll graziösen Humors veranlaßte. Es waren Vorbereitungen getroffen worden, daß der Fortgang der Friedensbestrebungen durch die Oesterreicher nicht mehr unterbrochen werde. Brieflich vom Frieden und dem Kardinal Tencin und anderen sehr verfänglichen Dingen zu sprechen, wäre doch äußerst gefährlich gewesen, da der Prinz von Coburg die aufgefangenen Briefe jedenfalls las. Wer aber sollte hinter dem Plan einer italienischen Komödie das Friedensgeschäft und unter der Schwester Mezzetino's, was so viel sagen will, als eine, welche die Fäden einer Intrigue in den Händen hält, die Markgräfin von Baireuth vermuthen! Jedenfalls bezieht sich der Plan zu der italienischen Komödie auf die

Friedensbestrebungen und auf die Art und Weise, die Correspondenz künftighin, wenn auch nicht ganz gefahrlos passiren zu lassen, so doch dieselbe für einen Dritten unverständlich zu machen. Vortrefflicher Gedanke! Coburg wird hinter's Licht geführt.

Von der Markgräfin.

(Brief der Panduren an den Schweizer Bruder.)

Warum nennen Sie uns gemeine Menschen? Wir stehlen, wir plündern, wir sind privilegirte Räuber, ja, das ist wahr. Sind wir aber darum mehr zu verdammen, als andere Menschen — z. B. die Autoren, welche die Gedanken Anderer stehlen, oder die Heiligen des Paradieses, welche, um Kirchen und Klöster zu begründen, sich die Güter des Volkes und der Privatleute aneigneten? Nein, gewiß nicht! Lassen Sie uns doch Gerechtigkeit widerfahren und machen Sie, anstatt uns zu beleidigen, daß die Fürsten Europa's in Zukunft unserem Beispiele folgen und nach dem Besitz Ihrer Briefe eben so begierig werden, als wir es sind, damit sie durch die Lektüre derselben Philosophen und Panduren der Tugend werden möchten. Sollten wir je das Glück haben, Ihrer habhaft zu werden, so stehlen wir Ihren Geist und Ihre Kenntnisse, um uns für Ihre Verachtung zu rächen; unsere Rosinanten werden dann in Pegasusse verwandelt werden, und dann werden wir wohl mit Hülfe einer gewissen Dame, Vernunft

genannt, Sie davon abhalten, gegen uns solche erbauliche Dinge zu schreiben.

Leben Sie wohl!

P. S. Ich habe alle Ihre Briefe erhalten und beantworte sie auf einmal. Der Plan zur italienischen Komödie ist nicht ganz richtig, aber es würde mir schlecht anstehen, Ihre Werke kritisiren zu wollen. Die Schwester Mezzetin's mischt sich nur in solche Dinge, die sie selbst angehen, und es ist sehr gefährlich, Komödie spielen zu wollen, weil man Gefahr läuft, daß die Panduren Einen aufheben oder die Rollen auffangen. Seit mehr als vier Wochen habe ich keine Nachrichten von dem Könige. Es kann sein, daß er mir geschrieben hat, ja, ich bin dessen sogar sicher, aber ich denke, daß die Briefe Wege eingeschlagen haben, die nicht hieher führen. —

Die Franzosen sollen in Bremen einen kleinen Verlust gehabt haben, 7000 Mann haben sich geschlagen. Den Schweden geht es in Pommern noch schlechter, ihre Kavallerie hat sich auf die Insel Rügen zurückziehen müssen, ihre Infanterie ist in Stralsund, wo man sie eingeschlossen hat und das Bombardement gegen sie beginnt, das ist Alles, was ich weiß. Mein Bruder von Preußen (August Wilhelm) hat mir einen Brief für Sie übersandt. Am Datum können Sie sehen, wie unregelmäßig die Sendungen hier ankommen.

Ich beklage Ihre Verblendung, daß Sie nur an Gott glauben und J.... leugnen. Wie werden Sie das

verantworten können? Wenn ich noch für irgend Etwas Interesse hätte, so wäre es, diese Ihre Vertheidigung zu vernehmen. Adieu. Geben Sie mir Nachrichten von Ihnen und vor Allem von meinem »Amant«. Wolle Gott, daß es gute seien!

Wilhelmine.

Die Nachrichten aber waren nicht gut. Der Kardinal schrieb einen Brief an Ludwig XV. und übersandte denjenigen der Markgräfin an Seine Majestät in Versailles. Aber fast wäre der Vermittler über die Antwort vor Zorn und Aerger so roth geworden, wie sein Hut; denn der Bescheid des Königs war so trocken, als der Brief eindringlich war und lautete dahin, daß der Staatssecretair des Auswärtigen Seiner Eminenz antworten würde. In der That ging ihm, dem großen Kardinal, von dem kleinen Abbé de Bernis eine Antwort für die Markgräfin zur Unterzeichnung zu, und diese enthielt eine Zurückweisung der Friedensvorschläge. Der Kardinal Tencin starb 14 Tage nachher, wie Voltaire behauptet, an dieser Unterschrift. Der Haß der Pompadour gegen Friedrich den Großen und das »Ma cousine« der stolzen Habsburgerin an die ehrgeizige Maitresse waren mächtiger, als die Stimme der Vernunft und die Rücksicht auf die wahren Interessen Frankreichs.

Wenn Voltaire in seinen Memoiren sagt, daß er sich dieser Negociation nur darum unterzogen habe, weil

er darin eine Niederlage für den Kardinal von Tencin vorausgesehen habe, so ist das ganz einfach eine Selbsttäuschung. Er würde es gewiß nicht gesagt haben, wenn der Friede zu Stande gekommen wäre. Der Erfolg ist ein Gottesurtheil, aber Voltaire hätte die Erfolglosigkeit der Unterhandlungen ganz einfach zugestehen können, gerade in diesem Falle, wo er, wie St. Marc de Girardin ganz richtig bemerkt, wirklich diplomatisches Talent gezeigt hatte, und wo nicht die Sache, sondern nur eine Partei gegen ihn war. Allerdings fehlt es in den Briefen Voltaire's an Tronchin nicht an ironischen Anspielungen auf den Kardinal, namentlich auf die Antwort, welche Tencin im Jahre 1741 dem Papste in Rom gab. Dieser hatte sein Bedenken darüber ausgesprochen, daß das Bündniß Frankreichs mit Preußen in dem bayerischen Erbfolgekriege »le marquis de Brandebourg« zu mächtig werden lasse, worauf Tencin geantwortet hatte: »Haben Eure Heiligkeit keine Sorge, Frankreich wird diesen Ketzer eben so wieder demüthigen, als es ihn erhoben hat.« Abgesehen davon, daß Voltaire für das verweigerte Diner im erzbischöflichen Palaste zu Lyon auf diese Weise an dem Kardinal sein Müthchen kühlen konnte, so hielt er einen Erfolg der Unterhandlungen doch für sehr möglich und sogar wahrscheinlich. Er war nicht der Mann, der ohne diese Aussicht ein solches Stück Arbeit unternommen hätte, er war nicht der erste Geschichtsschreiber, der von seinem staatsmännischen Talent felsenfest überzeugt gewesen

wäre, und in letzter Instanz war diese seine Schwäche größer, als sein Hang zur Rancune. In einem günstigen Resultate lag aber für ihn zugleich auch die Möglichkeit einer Rückkehr nach Preußen zum Könige. Daß er diesen Gedanken selbst damals noch nicht aufgegeben hatte, wo er sich doch in der Schweiz festgesetzt zu haben schien, das geht aus dem im Anfange angeführten Billet an den Marquis von Adhemar und Spada hervor. Wir nehmen dasselbe zu diesem Zwecke vorn weg, obwohl es dem Datum nach später mitgetheilt werden müßte. Es lag den letzten Zeilen des Dichters an die von Leiden fast schon verzehrte fürstliche Freundin bei; in denselben ist wohl von einem Briefe die Rede, den Voltaire zur Bestellung an den König übersendet, aber dieser Brief ist jedenfalls an den Bruder abgesendet worden, wenn schon derselbe in der Correspondenz des Königs mit dem Dichter fehlt. Das Billet erwähnt im Eingange der Bemühungen des Marquis von Adhemar und Spada um das Zustandekommen des Friedens, dann der Siege, welche der König über seine verbündeten Feinde, zuerst über die Franzosen bei Roßbach, dann die Oestreicher bei Leuthen und zuletzt die Russen bei Zorndorf davongetragen hatte.

Voltaire bedient sich in diesem Briefe, welcher zur Mittheilung an den König und mit unverkennbarer Absicht der Einwirkung auf ihn abgefaßt ist, in gewissen Wendungen, Wörtern und auch in der Anrede altfranzösischer Sprachformen, wie dieselben in der Confidenz-

sprache der Tafelrunde von Potsdam und Sanssouci gebräuchlich waren. Adolf Menzel hat diese Tafelrunde gemalt; wie nur einer genialen Hand, ist es ihm gelungen, die pikante, graziöse, verbindliche und einschmeichelnde Art Voltaire's in einer unnachahmlichen Handbewegung auszudrücken. Letztere liegt auch in den folgenden Zeilen, nur möchte es für die Uebersetzung schwer, ja unmöglich sein, die charakteristische Färbung derselben im Deutschen wiederzugeben. Das Billet kann nur für den Marquis von Adhemar bestimmt gewesen sein, und so tritt uns aus dem Ende dieses seltenen, geistigen Verkehrs noch ein menschlich schönes, wehmüthiges, rührendes Bild entgegen. Die Fürstin liegt krank und todesahnend im Schlosse zu Baireuth, da kommt ein frisches Lebens- und Liebeszeichen vom fernen Freunde. Geist und Antheil sind in ihr noch stark und rege, sie will noch wissen, was der Dichter dem beiderseitigen Vertrauten schreibt, und ob sich vielleicht nicht eine neue Hoffnung für den Frieden und den geliebten Bruder darbiete, und dann ist ein Brief des Freundes, und wären es nur wenige Zeilen, ein geistiges Labsal und eine Erinnerung an vergangene Zeiten. Die letzte Stunde kam, und in der Trauer und Verwirrung, welche der Tod der Fürstin herbeigeführt haben mochte, ist dieser Brief an Adhemar, auf welchem vielleicht ihre letzten Blicke und Gedanken ruhten, unter die an die Markgräfin gerichteten gekommen.

Von Voltaire.

Monsir!

Wohl habe ich die so liebenswürdigen Zeilen empfangen, die Sie mir hierher nach der Schweiz geschrieben haben. Sie betreffen den allgemeinen Frieden, der unter Vermittelung Seiner Excellenz von Spada zu Stande gebracht worden oder vielmehr einem vollständigen Abschlusse sehr nahe gewesen war. Mit großer Befriedigung habe ich aus Ihrem Briefe erfahren, daß man damit anfangen müßte, mehrere Minister an den Galgen zu bringen, nur wünschte ich genauer zu erfahren, ob man sie zu Vieren oder zu Sechsen neben einander hängen soll. In höchstem Erstaunen, Monsir, stehe ich vor einem Könige, der drei große Nationen eine nach der anderen abthut. Ich habe an einen weitläufigen Vetter von mir, einen gelehrten Benedictiner, geschrieben, daß er in allen seinen Büchern suchen und forschen möge, ob je noch von einem ähnlichen Menschen, wie besagtem Könige, die Rede wäre, und bin seiner Antwort gewärtig. Ich glaubte, besagtem großen Manne vor mehr als zwanzig Jahren nahe gekommen zu sein, aber damals war er nicht dergleichen, denn Sie werden wissen, daß derjenige, den ich damals sah, ein sanftes Gesicht hatte und große blaue Augen, daß er sehr angenehmen, außerordentlich angenehmen Geistes war, Monsir, daß er sehr gut sprach und die reizendsten Sachen von der Welt sowohl in Prosa, als in Versen

und das Alles zu seinem Vergnügen machte, und daß er ein vortrefflicher Philosoph war. Und dieser ist's, den ich ewig bedauern werde. Ich bin zwar auch Philosoph, aber nur zeitweise. Ich liebe einen großen König so sehr, weil dieser große König Mensch mit den anderen Menschen ist.

Ich glaube wahrhaftig, und Gott möge es mir verzeihen, daß ich, sobald er Muße für mich hätte, mich noch auf den Weg machen würde, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen; denn ich bin nach großen Seltenheiten sehr begierig. Aber ich bin so alt, so alt, Monsir, und er ist so großartig groß, daß ich zu einer solchen Reise nimmer die Kraft gewinnen werde.

Alle Tage beten wir in unseren heiligen Kirchen für seine Erhaltung.

Der Tag der Markgräfin neigt sich zu Ende — es will Abend mit ihr werden in ihrem Leben, aber nicht in ihrem Lieben. Für sie war das irdische Dasein fast nichts als ein Leidensgang mit vielen Schmerzensstationen gewesen. — Von Kolin bis Roßbach war die letzte, da war ihr Herz gebrochen, und nur noch mühsam hielt ein gebieterischer Wille den Körper aufrecht; aber endlich brach auch dieser zusammen. Im Juli des Jahres 1758 hatte ihre Schwäche so sehr zugenommen, daß die Schriftzüge eines Briefes an den König kaum mehr lesbar waren; ihr Herz drängte sie, ihm zu dem Siege

bei Zorndorf ihre Glückwünsche zu senden, aber der müde Arm sank kraftlos nieder, und die wunde Brust war von Schmerzen durchwühlt. Voltaire war von dem bedenklichen Zustand ohne Zweifel durch seinen Protegé, den Marquis von Adhemar und Spada, unterrichtet worden. Er fühlte beim Empfange dieser Nachricht etwas, wie das Gefühl der Liebe, der Sorge und des Schmerzes um ein so theures Leben, einen so ernsten Geist, ein so großes Herz. Vielleicht war noch nicht Alles verloren — vielleicht war noch Hoffnung vorhanden und — Hilfe. — Dieser Gedanke, dieser Trost drückte ihm auch die Feder in die Hand.

Von Voltaire.

Aux Délices, den 27. September (1758).

Madame!

Wenn dieses Billet Eurer Königlichen Hoheit gerade in einem Momente zukömmt, wo Sie sich wohl fühlen und Muße haben, es zu lesen, so bitte ich Sie inständig, beifolgende Antwort des Schweizers dem großen Manne, Ihrem Bruder, gnädigst übersenden zu wollen. Vor Allem jedoch und auf's Angelegenste möchte ich Sie bitten und beschwören, Tronchin eine Auseinandersetzung Ihrer Krankheit zu senden.

Niemals, Madame, hatten Sie so viel Ursache, sich dem Leben zu erhalten, als gerade in gegenwärtigem Zeitpunkte. Sie wissen gar nicht, wie theuer

dieses Leben allen Denen ist, die das Glück haben, Eurer Königlichen Hoheit nahen zu dürfen. Wenn Einer auf der Welt ist, der Ihnen Linderung Ihrer Leiden verschaffen und Ihr so kostbares Leben verlängern kann, so ist es nur Tronchin.

Im Namen aller denkenden Wesen, versäumen Sie es nicht, seinen Rath einzuholen. Wäre es nothwendig, daß er selbst nach Baireuth käme, oder könnten, wenn das unmöglich, nach seiner Meinung Eure Königliche Hoheit die Reise zu ihm unternehmen, so wäre kein Augenblick mehr zu verlieren. Leben muß man — alles Uebrige ist nichts.

Ich bin von Schmerz und Unruhe gefoltert, und diese Empfindung überwiegt noch den tiefen Respect und die zarte Anhänglichkeit des alten Eremiten in der Schweiz.

V.

Dieser letzte Brief ist, wie der bereits erwähnte an den Marquis von Adhemar, auf ein Doppelblatt in klein Octav geschrieben, von demselben Papier, Format und der Art und Weise des Bruches. Beide lagen beim Auffinden dieser Blätter der Freundschaft noch eben so zusammen, wie sie vor 106 Jahren im Schlosse von Baireuth eingetroffen waren, nur wenige Tage vor dem Scheiden der Markgräfin.

Die im Schreiben durch das ganze Leben so fleißige und gewandte Hand der Fürstin gehorchte dem Wunsch

und Willen nicht mehr, selbst nicht zum Abschied — zum letzten, ewigen Abschied. Zum Beweise aber, daß ihre Gedanken stärker, als ihre Hand, hatte sie dem Freunde vierzehn Tage vor ihrem Abscheiden ihr Bild geschickt — als einen Händedruck der Freundschaft und des Dankes, als letzten, stillen Gruß. Bald wird ihr Geist dem großen Geheimnisse, nach dessen Enthüllung sie mit so vielen großen und edlen Menschen gerungen, nahe sein.

Wer möchte nicht an ein Hellsehen der Liebe glauben? In derselben Nacht, derselben Stunde, in welcher der Bruder bei Hochkirch die empfindliche Niederlage durch den Ueberfall der Oestreicher erlitt, hatte durch den Raum von ihm geschieden, aber im Geiste stets bei ihm, die Schwester am 14. October 1758 ihre Seele ausgehaucht. Die letzten und wenigen Worte, die sie noch hervorbringen konnte, waren heiße Wünsche für das Leben und Glück des Königs. Sie wollte mit den Briefen des geliebten Bruders auf dem Herzen begraben sein, ein Wunsch, der glücklicherweise nicht erfüllt worden ist; nach ihrem ausdrücklichen Willen sollte an ihrem Sarge nicht von ihrer Person, nur von der Nichtigkeit aller irdischen Dinge gesprochen werden und ihr Leichenbegängniß ganz in der Stille geschehen. In solcher Läuterung gab sie, die man des Stolzes und des Hanges am Irdischen bezichtigt hatte, Gott ihre unsterbliche Seele anheim. Ihre irdische Hülle ruht an der Seite ihres Gemahles und ihrer einzigen Tochter

in einem über der Erde stehenden Marmorsarge in der offenen Gruft der früheren Schloßkirche, nun der katholischen Kirche in Baireuth.

An diesem Sarge endeten die brieflichen Mittheilungen des Dichters, und die Thränen traten in ihr Recht.

Der französische Schriftsteller und die deutsche Fürstin gehörten Beide dem großen Bunde der Geister an, welcher im achtzehnten Jahrhundert sich über die Nationalitäten hinweg die Hand reichte, um die Menschheit aus der dumpfen, geistigen Lethargie der Materie zu erlösen und zum Bewußtsein ihres göttlichen Ursprungs und Zieles im Geiste zurückzuführen. Lassen wir uns bei Voltaire in den Wegen nicht über das Ziel täuschen; auch die Negation kann ein Zeugniß für das Positive sein, durch den Irrthum geht der Weg zur Wahrheit, und nur im Ringen der Geister beruht die alleinige und sichere Hoffnung auf Erreichung des Zieles. Voltaire war ein glänzenderer Geist, die Markgräfin eine tiefere Natur; sein Streben ging oft auf den Effekt, das ihrige nur allein nach Wahrheit; Voltaire hatte etwas vom weiblichen Charakter der Markgräfin, und diese wieder etwas vom männlichen Geiste Voltaire's — Beide zusammen die reizbare Empfindlichkeit und die schwankende Richtung ihrer Zeit. Darum theilten sie auch bei der Nachwelt ein und dasselbe Schicksal, nach einer Charaktereigenschaft, statt im Großen und Ganzen und von anderen Gesichts-

punkten, als denen ihrer Zeit und der Verhältnisse beurtheilt und darum auch verkannt zu werden.

Wenn diese Blätter dazu beitragen sollten, die andere, schönere, edlere Hälfte ihres Seins zu enthüllen und das Urtheil zu mildern und zu berichtigen, so wäre ihr Zweck vollkommen erfüllt.

Das rührendste, sprechendste Zeugniß für Beide, für das Gefühl des Ueberlebenden und das Gedächtniß der Geschiedenen, ist die Ode, welche der Dichter dem Andenken der verklärten Freundin widmete. Wir lassen die Strophen, welche allgemeine Betrachtungen, offene Ausfälle gegen seine Feinde und versteckte gegen den König enthalten, weg und begnügen uns, die auf die Markgräfin unmittelbar sich beziehenden hier mitzutheilen. Mit ihr war der gute Geist zwischen Voltaire und dem Könige geschieden, von ihrem Tode an beging jener eine Reihe von Unwürdigkeiten gegen seinen einstigen Königlichen Gönner, die eben so wenig als das Blut von Lady Macbeth's Händen, von seinem Andenken getilgt werden können, aber im Gedanken an die theuere Geschiedene erhoben sich in des Dichters Seele noch einmal all' die schlummernden guten Geister und schufen ein Monument — aere perennius.

Höheres hatte Voltaire nie gedacht, Tieferes nie empfunden, als in dieser Ode; aus ihr erkannte erst das Jahrhundert mit Staunen, welche große Seele in der kleinen Markgräfin aus der Zeit, wenn auch nicht aus dem Gedächtnisse geschieden war.

Es fiel der Streich! Vorbei! — Von Allem, was uns theuer,
Was die Natur uns gab im reichlichsten Gewähren,
Der Sinne Lebensgluth, des Himmels reines Feuer
Bleibt eine Leiche nur, an der sich Würmer nähren.
Dieses Schauspiel, das so kläglich,
Den Verlust, der so unsäglich,
Sieht das Herz mit größ'rer Qual,
Als im Schlachtgefild erbleichen
Unter gegenseit'gen Streichen
Krieger, Tausende an Zahl.

Baireuth! O Tugend, Anmuth, du Anbetungswerthe!
Weib, ohne Vorurtheil und Fehl, ohn' jeden Flecken!
Als Dich der Tod entführt von dieser trüben Erde,
Von diesem Aufenthalt des Blutes und der Schrecken
Sah man feindliche Nationen
Sich im grimmen Haß verschonen,
Ihrer Wuth hast Du gewehrt;
Jeder Zwist scheint nun gebändigt,
Alle Völker sind besänftigt,
Dich ihr Thränenopfer ehrt.

Wie warst Du stets geneigt, Barmherzigkeit zu schenken,
Du, die mit Heldenmuth vereinet holde Güte,
Ein großer Mann und heit'rer Philosoph im Denken
Besaßest Du vom Weib allein der Schönheit Blüthe.
Hörtest Du, in Staub zerfallen,
Unsrer Liebe Ruf erschallen,
O so hättest Du geglaubt,
Du die bei den Todten wohnet,
Daß die Götter Dich belohnet,
Als sie Dir das Licht geraubt.

Ach wer wird einsichtsvoll am Hof den Frieden retten,
Den Aberglauben und den Fanatismus strafen,
Mit weiser Hand der Religion zu Füßen ketten
Den grausen Atheismus ewig ihr als Sklaven.
Was uns Gott in's Herz geschrieben,
Wer wird dich als Vorbild lieben,
Heiliges Naturgebot,
Das so rein und doch verdammet,
Dem die Thorheit wuthentflammet,
Heuchlerisch Verfolgung droht?

Du wußtest stets die Zeit, die flüchtige, zu fassen,
Und schmerzlich mußtest Du den Müssiggang beklagen
Der schlaffen Geister, die sich muthlos gehen lassen,
Die reich an Lebenszeit, dem Leben selbst entsagen.
Im Gedanken wohnt das Leben,
Nur im ernstesten Bestreben
Wahrt man sich des Geistes Macht.
Wer wird nun die Leuchte nähren?
Düstren Schein wird sie gewähren,
Schauerlicher, als die Nacht.

Doch wem wird Dich zu feiern nicht der Ausdruck fehlen,
Dich, muth'ge Freundschaft, erste Tugend großer Herzen,
Geheiligt Feuer, hell entlodernd edlen Seelen,
Geläutert noch am Prüfstein Deiner herben Schmerzen!
Feile Seelen, ihr erröthet,
Denn nur, wie Fortuna flötet,
So tönt einzig euer Spiel.
Ohne Steuer auf dem Meere
Treibt der Wind euch in die Leere,
Ohne Kompaß, ohne Ziel.

Wohl mag's der Meisterhand, dem Genius gelingen,
Du theurer Gegenstand noch unversiegter Thränen,
Zu Deinem hehren Bilde sich emporzuschwingen,
Daß Enkel Dich dereinst als Herrscherin ersehnen.
Mich bedrückt des Alters Schwäche,
Daß ich bebend, was ich spreche,
Auszudrücken kaum vermag.
Zitternd hab' ich nur geschrieben
»Die hier ruht, verstand zu lieben!« —
Dir auf Deinen Sarkophag.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Im Verlage der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin, Wilhelmsstraße 75, sind erschienen und von derselben so wie durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte Friedrichs II. von Preußen genannt Friedrich der Große

von

Thomas Carlyle.

Deutsch von

J. Neuberg.

Groß Octav-Ausgabe.

I. Band. 1858. 2 Thlr. 22½ Sgr. II. Band. 1859. 2 Thlr. 22½ Sgr.
III. Band. 1863. 3 Thlr. IV. Band. 1865. Erste Hälfte. 1½ Thlr.

Volks-Ausgabe.

Band I. II. III. 1863. geh. 2 Thlr. Gebd. m. goldgepreßtem Deckel 2½ Thlr.

Frau Lochen.

Eine sehr alltägliche Historie.

Von

Werner Maria.

1865. Miniatur-Ausgabe. Mit farbiger Rand-Einfassung.
geh. 10 Sgr.



